1,20 DM/Band 129

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Das Phantom von Soho

von Jason Dark

Schweiz Fr 1,50



Das Phantom von Soho

Gespenster Krimi Nr. 129

von Jason Dark

erschienen am 02.03.1976

Titelbild von Harry Bennet

Sinclair Crew

Das Phantom von Soho

Sie hatten ihn gestellt!

Vier starke Scheinwerfer warfen ihre Lichtspeere in die Dunkelheit und vereinigten sich dicht vor der rissigen Backsteinmauer zu einem grellweißen Kegel. Im Zentrum des Kegels stand das Opfer.

Monty Parker, Massenmörder und Psychopath!

Doch unter seinem richtigen Namen kannte ihn kaum jemand. Nur der Spitzname ging flüsternd von Mund zu Mund.

Das Phantom von Soho!

»Geben Sie auf, Parker!«

Überlaut hallte die Megaphonstimme durch das schmale Geviert des Hinterhofes. Irgendwo oben in der Dunkelheit wurde ein Fenster aufgerissen. Eine Frauenstimme keifte: »Schieß ihn doch zusammen, diesen Hund!«

Monty Parker lachte irr. Sein Gelächter war gellend, teuflisch. Es schien aus den tiefsten Winkeln der Hölle zu kommen. Ja, so konnten nur Wahnsinnige lachen. Manch einem der abgebrühten Polizeibeamten lief eine Gänsehaut über den Rücken.

Parkers Gesicht war zu einer Fratze verzerrt. Das strähnige schwarze Haar klebte schweißfeucht auf seinem Kopf. Die Finger der rechten Hand umklammerten ein Messer. Die Klinge war noch blutig.

Blut von seinem letzten Opfer!

Es war eine Frau gewesen. Monty Parker hatte ihr aufgelauert, in einer trostlosen Seitengasse. Die Frau war von der Spätschicht gekommen und wollte nach Hause.

Urplötzlich war das Phantom aus einem Hauseingang aufgetaucht, ein gespenstischer Schatten mit einem Messer in der Hand. Die Frau konnte nicht einmal schreien. Wie wild hatte Monty zugestochen. Er war wie schon so oft von seinem Rausch gepackt worden.

Doch dann hatten ihn zwei Männer überrascht. Das Phantom war geflüchtet. Einer der Männer hatte die Polizei alarmiert, der andere war Parker auf den Fersen geblieben.

Bis zu jenem Hinterhof, der sich als Falle erwiesen hatte. Jetzt standen sie vor ihm. Mindestens ein Dutzend Uniformierte. Dazu noch Beamte von Scotland Yard. Angeführt von einem blutjungen Inspektor namens John Sinclair. Dieser Mann war eben sechs Monate beim Yard. Und er wollte sich in diesem Fall die ersten Sparen verdienen.

John Sinclair hockte hinter einem Streifenwagen, in der rechten Hand ein Sprechfunkgerät. Er gab einige Kommandos an die Beamten, die außerhalb der Mauern den Hof umstellt hatten. Die Polizisten wollten kein Risiko eingehen.

Der Beamte neben John senkte die Hand mit dem Megaphon. Er wischte sich über das Gesicht. »Wir sollten schießen!« preßte er hervor. »Diese Bestie hat 12 Menschen auf dem Gewissen. Nein, 13«, korrigierte er sich im gleichen Augenblick, »die Frau ist gestorben. Die Ärzte haben es nicht mehr geschafft.«

John Sinclair nickte. Seine Lippen waren zusammengepreßt, und seine Stimme klang rauh, als er sagte: »Schießen kommt nicht in Frage. Ich hole ihn mir so!«

»Aber Sir. Sie wollen ganz allein…?«

»Ja.« John übergab dem Beamten das Sprechfunkgerät. Dann erhob er sich aus seiner Deckung.

Knapp kamen seine Anordnungen, als er aus dem Schutz des

Streifenwagens trat.
Noch einmal atmete John Sinclair tief durch. Er wußte, dies hier war seine erste große Bewährungsprobe.
»Ich komme jetzt, Monty Parker!«
Laut hallte seine Stimme an den rauhen Backsteinwänden des Hofes wider.
John spürte, daß seine Handflächen schweißnaß waren. Er hatte keine Waffe, wollte das Phantom von Soho nicht noch mehr reizen. Die Streifenwagen blieben hinter ihm zurück. Stille senkte sich über den Hinterhof. Selbst Monty Parker sagte keinen Ton. Er hatte nur seinen Arm angewinkelt und vor die Äugen gepreßt, um sich gegen das grelle Licht zu schützen.
Bei dem jungen Inspektor war jeder Nerv bis zum Zerreißen gespannt. Starr war sein Blick auf den Psycho-Killer gerichtet.
Monty Parker brüllte plötzlich auf. Dann warf er sich mit einem weiten Satz aus dem Bereich der Lichtkegel.
Augenblicklich folgten ihm die Scheinwerfer, nagelten ihn fest.
Monty Parker hatte sich in eine Ecke, verkrochen. Er war nicht einmal groß, reichte John Sinclair höchstens bis zum Kinn. Sein Älter war schwer zu schätzen. Er konnte 30, aber auch 40 Jahre alt sein.
Ein böses Knurren drang aus Monty Parkers Mund. Wie ein Wolf fletschte er die Zähne. Leicht geduckt stand er da, das Messer mit der blutigen Klinge hielt er in der rechten Hand.
Er hatte seinen Schock überwunden, war jetzt wie ein in die Enge getriebenes wildes Tier, das sich nur noch von seinem Instinkt leiten läßt.
»Komm nur her, du!« keuchte das Phantom.
John Sinclair blieb stehen. Er sah in das haßverzerrte Gesicht, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, und für einen Moment kam ihm der Gedanke, den Schießbefehl zu geben.
Nein, so einfach wollte er es sich nicht machen.
Und da sprang Monty Parker vor. Der messerbewehrte Arm fuhr heran wie eine Schlange, blitzschnell, ansatzlos.
John Sinclair sprang zurück. Der Messerstoß wischte dicht an seiner Magengrube vorbei.
Monty Parker stieß einen enttäuschten Laut aus und griff wieder an. Diesmal kam die Klinge von oben. Und damit lief das Phantom von Soho genau in John Sinclairs Karateschlag.
Das Messer flog aus Parkers Fingern, klirrte mit einem metallischen Geräusch auf das schmutzige Kopfsteinpflaster.
Johns Linke war wie ein Dampfhammer. Krachend explodierte sie an. Monty Parkers Kinn.
Der mehr schmächtige Mann wurde fast aus seinen Schuhen gehoben. Mit flatternden Armbewegungen segelte er zurück, prallte

gegen die Mauer und rutschte bewußtlos an ihr herab.

John Sinclair blieb schweratmend stehen. Er fühlte plötzlich, daß seine Knie zitterten.

Irgend jemand reichte ihm eine Zigarettenschachtel. Dankbar nahm John ein Stäbchen und steckte es sich zwischen die Lippen. Ein Feuerzeug schnippte auf, und gleichzeitig zuckten die Blitzlichter der Fotografen. Die Leute von der Presse hockten auf der Mauer, die für Monty Parker zu hoch gewesen war, um sie zu überklettern.

Jemand schlug John auf die Schulter. Einige Leute begannen zu klatschen.

John Sinclair war der Held des Tages. Ein junger Inspektor hatte das Phantom von Soho gefaßt. Etwas, das nie jemand für möglich gehalten hatte. Am wenigsten John Sinclair selbst.

Dann wurde plötzlich eine Gasse gebildet. Zwei bärenstarke Beamte führten Monty Parker ab. Das Phantom von Soho war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, und nach wie vor verzerrte der Hass sein Gesicht, das unterhalb des Kinns eine blaugelbe Färbung aufwies.

Monty Parker hob die gefesselten Hände. So dicht es ging, hielt er sie vor John Sinclairs Augen.

Der Inspektor hielt dem Blick stand.

»Du hast mich gefangen!« stieß Monty Parker zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Aber merke dir eins, Polizist: Du hast mich nicht besiegt. Irgendwann werde ich wiederkommen. Vielleicht in einem Jahr, vielleicht in fünf Jahren oder in zehn Jahren. Ich habe Zeit für meine Rache. Man kann keinen Teufel töten! Verstehst du, Polizist? Man kann keinen Teufel töten!«

Den beiden Beamten wurde es zu viel. Sie zogen das Phantom von Soho zu einem Streifenwagen, wo ihre Kollegen Mühe hatten, die lynchwütige Menge in Schach zu halten.

Bevor Monty Parker in den Streifenwagen gestoßen wurde, wandte er John Sinclair noch einmal voll sein Gesicht zu.

Zwei, drei Lidschläge lang starrten die Männer sich an. Und dann sah John Sinclair plötzlich, wie sich eine makabre Teufelsfratze über das Gesicht des Mörders schob.

John wollte etwas rufen, doch genauso schnell, wie er auch gekommen war, verschwand der Spuk wieder. Nur das Gesicht des Teufels blieb John Sinclair in steter Erinnerung.

***

Die Verhandlung gegen Monty Parker fand bereits acht Wochen später statt. Es brauchten keine umfangreichen Recherchen angestellt werden, die Fakten lagen klar und deutlich auf dem Tisch.

13 Morde schrieb man Parker zu. Über zwei Jahre lang hatte das Phantom von Soho die Weltstadt in Atem gehalten.

Schon Tage vorher beschäftigten sich die Schlagzeilen der Gazetten nur mit dem bevorstehenden Prozeß. Noch einmal wurden die Taten aufgerollt, Fortsetzungen erschienen und erzeugten bei den Lesern sanfte Schauer.

Der Tag der Verhandlung war auch ein großer Tag der Presse. Wer das Glück gehabt hatte, eine Zulassungsbescheinigung zum Prozeß zu bekommen, war König. Die Scheine wurden sogar zu hohen Schwarzmarktpreisen gehandelt.

Menschen drängten sich in den hohen Fluren des alterswürdigen Gerichts Old Baily. Noch war der Verhandlungssaal verschlossen. Zwei Polizisten hielten vor der dicken Holztür mit unbewegten Gesichtern Wache.

Dann wurde Monty Parker gebracht. Ein besonders gut gepanzerter Kastenwagen fuhr in den Hof des Gerichts. In Windeseile sprach sich die Nachricht herum.

Blitzlichter flammten auf. Parker hob beide Arme schützend vor den Kopf. Er haßte Fotografen.

Vier Polizisten drängten die Reporter zur Seite. Durch eine schmale Tür verschwanden sie mit Monty Parker im Innern des Gerichtsgebäudes.

Noch eine Stunde bis zum Beginn des Prozesses.

Nervosität breitete sich aus. Selbst unter den abgebrühten Journalisten. Schließlich war Monty Parker nicht irgendwer, nein, er war ein Massenmörder, und manche behaupteten, er stünde mit dem Teufel im Bunde. Das war natürlich nur Geschwätz, aber immerhin, wenn jemand erst nach 13 Morden gefaßt wurde, konnte das nicht mit rechten Dingen zugehen.

Inspektor John Sinclair erschien. Er war der Mann gewesen, der Monty Parker gefaßt hatte.

Kaum stieg er aus dem Dienstwagen, war er von Reportern umringt. Ein besonders vorwitziger Bursche packte den Inspektor am Arm und zog ihn ein Stück zu Seite.

»Ein paar Fragen, Inspektor.«

»Nein«, wehrte John ab. »Ich sage nichts. Alles, was gesagt werden mußte, haben Sie auf der Pressekonferenz gehört.«

»Da wird doch nur gelogen«, sagte der Reporter.

John mußte lachen. Unwillkürlich sah er sich den Mann genauer an. Er war in seinem Alter, hatte eine wallende Haarmähne und ein sympathisches, offenes Gesicht. Seine hellblauen Augen blitzten.

»Also gut, Mister, was wollen Sie wissen?«

Der Presseknabe hatte schon seinen Recorder eingeschaltet. Auch seine anderen Kollegen drängten sich um John Sinclair herum.

»Sagen Sie, Inspektor, hatten Sie eigentlich Angst?«

»Und wie! Schließlich war Monty Parker nicht irgend jemand. Er war

das Phantom von Soho.«
»Sie hätten ja auch schießen können.«
»Ja. Aber wenn es sich eben machen läßt, sollte man den Gegner nur überwältigen. Und zwar unblutig.«
»Kleiner Idealist, wie?« rief ein anderer.
»Das hat damit nichts zu tun. Ich hasse das Verbrechen, nicht die Verbrecher.« John Sinclair ruderte mit den Armen und bahnte sich einen Weg durch die Zeitungsleute.
»Übrigens, Inspektor!«
John wandte sich um. Der Reporter der ihn interviewt hatte, war der Rufer. »Falls Sie sich beschweren wollen, ich meine über den Artikel oder über die Fragen – mein Name ist Bill Conolly. Merken Sie sich ihn genau. Wir werden bestimmt noch mal zusammentreffen.«
Davon war John Sinclair auch überzeugt. Allerdings konnte er damals noch nicht ahnen, daß Bill Conolly einmal sein bester Freund werden sollte.
John Sinclair betrat die Halle des Gerichtsgebäudes. Auch hier lungerten Fotografen herum. Selbst Vertreter ausländischer Blätter waren anwesend.
Wieder flammten Blitzlichter auf.
John hörte Worte wie »Phantom – Killer« und »Karrieremacher«. Er kümmerte sich nicht darum.
Er ging die breite Treppe hinauf und betrat den holzen Gang, von dem die Türen zu den einzelnen Verhandlungssälen abzweigten.
Die Verhandlung gegen Monty Parker fand in Saal drei statt. Der Eingang war bereits freigegeben worden. Vor der Tür kontrollierten die beiden Polizisten und ein Zivilist peinlich genau Personalausweise und Zulassungsbescheinigungen. Auch John Sinclair mußte sich ausweisen und wurde erst dann eingelassen.
Der Verhandlungssaal war groß. Man hatte noch einige Stuhlreihen für Presseleute aufgestellt. Fotografieren war verboten. Ein Saaldiener mit dunklem Talar und langer Perücke führte John zur Zeugenbank.
Der Staatsanwalt war ebenfalls schon anwesend. Er hieß Sir William Mansing und war in London als harter Gesetzesvertreter bekannt. Er hatte schon einige aufsehenerregende Prozesse geführt, unter anderem auch eine große Spionagesache gegen Mitglieder der Regierung.
Mansing war von kleiner Statur, hatte ein verknittertes Gesicht und trug eine dicke Hornbrille mit starken Gläsern. Seine Hände waren lang und schmal, und ei hatte die unangenehme Angewohnheit, sich an den Fingern zu ziehen. Der Staatsanwalt nickte John Sinclair kurz zu und widmete sich wieder seinen Akten.
Monty Parker hatte einen Pflichtverteidiger bekommen, einen schon älteren Juristen namens Paul Willow. Der Verteidiger saß auf seinem Platz und blätterte in einem Stapel Papieren. 30 Minuten später

erschien das Hohe Gericht.

Den Vorsitz hatte Sir Hugh Crayton, ein in Ehren ergrauter Richter, der zwei Jahre vor der Pensionierung stand.

Sir Hugh Crayton war ein hochgewachsener Mann, mit strengen Gesichtszügen und dichten weißen Augenbrauen. Ihm zur Seite standen Mrs. Paula Adderly und Ronald Warren, zwei Schöffen. Außerdem noch sechs Geschworene, die sorgfältig ausgesucht worden waren.

Der Prozeß begann.

Der erste Tag verging mit rein formaljuristischen Gepflogenheiten. Personalien wurden aufgenommen und die Vergangenheit des Täters ein wenig transparenter gemacht.

Monty Parker saß während dieser Zeit irgendwie verloren auf der Anklagebank. Man hätte ihn eher für einen erfolglosen Handelsvertreter halten können als für das berüchtigte Phantom von Soho.

Parker trug einen Anzug, dessen Jacke viel zu weit war, so daß er förmlich darin verschwand. Sein dunkles Haar war glatt gekämmt und das Gesicht bleich. Nur die Augen loderten in einem unheimlichen, fanatischen Feuer. Diesem Blick konnte der Betrachter ungefähr entnehmen, was Monty Parker für ein Charakter war.

Nach der Verhandlung ging John Sinclair in eine Kneipe, nahe dem Gerichtsgebäude. Und hier stöberte ihn der Reporter Bill Conolly auf. Die beiden Männer kamen ins Gespräch. Es stellte sich heraus, daß Bill Conolly als freier Journalist arbeitete und seine Artikel in den führenden Zeitschriften der Welt erschienen.

»Was glauben Sie, Inspektor, wird man ihn hinrichten, oder kommt er in eine Irrenanstalt?«

John hob die Schultern. »Darauf gebe ich Ihnen keine Antwort. Womöglich steht morgen dann in den Zeitungen, Inspektor Sinclair glaubt an, naja, Sie wissen ja, was ich meine.«

»Sie sind ein Fuchs«, gab Bill Conolly zu und grinste. Dann bestellte er noch zwei Whiskys.

»Ich fasse es aber nicht als Bestechung auf«, sagte John.

»So war es auch nicht gemeint.«

Die beiden Männer trennten sich als gute Bekannte.

Der Prozeß wurde fortgesetzt. Gutachter kamen zu Wort, hielten lange Referate, die nur ein Fachmann verstehen konnte.

Am fünften Tag, es war an einem Freitag, sollte das Urteil verkündet werden.

Schon Stunden vorher war das Gerichtsgebäude umlagert. Selten hatte ein Prozeß die Öffentlichkeit so beschäftigt. Sperren wurden aufgebaut, um allzu Neugierige fernzuhalten.

Fernsehkameras surrten, Blitzlichter zuckten, Vertreter in- und

ausländischer Presseagenturen und Zeitungen waren permanent im Einsatz. Wie würde das Urteil ausfallen?

Auch die Menschen im Gerichtssaal hatte eine ungeheure Spannung erfaßt.

Der einzige, der ziemlich gleichgültig blieb, war Monty Parker selbst. Mit stoischer Ruhe hockte er auf seiner Anklagebank. Er hatte auf jede Frage geantwortet, nur als man ihn nach dem Motiv seiner Taten fragte, da hatte er nur die Achseln gehoben. Bis auf einmal, da hatte er gesagt: »Der Teufel hat es so gewollt!«

Um genau 12 Uhr 22 verkündete Richter Sir Hugh Crayton das Urteil.

»Der Mörder Monty Parker wird lebenslänglich in eine Anstalt eingewiesen.«

Es folgte die Begründung.

Die gespitzten Bleistifte der Journalisten flitzten über das Papier. Die meisten von ihnen hatten mit einer Hinrichtung gerechnet, doch dieses Urteil konnte man schon als kleine Sensation bezeichnen.

Zuletzt hatte der Angeklagte noch das Wort.

Langsam erhob er sich von seiner harten Anklagebank. Sekundenlang sah er dem Richter in die Augen. Dann begann er zu sprechen: »Ich habe das Urteil vernommen, doch auch die dicksten Mauern einer Anstalt werden mich nicht davon abhalten können, das zu tun, was mir der Satan befohlen hat. Ich werde wiederkommen und euch der Reihe nach zur Hölle schicken.«

Monty Parker legte eine kleine Pause ein, ehe er weitersprach. »Zuerst wird es Sie, Sir Crayton, treffen. Mein Messer wird Ihrem Leben ein Ende setzen.« Parker drehte den Kopf und wandte sich dem Staatsanwalt zu. »Der nächste werden Sie sein, Sir Mansing. Auch Sie können meiner Rache nicht entgehen. Genau wie die beiden Schöffen, Mrs. Adderly und Mr. Warren. Und bis zuletzt hebe ich mir den Mann auf, der mich gefaßt hat. Inspektor Sinclair!«

Monty Parkers haßgetränkte Stimme erfüllte wie das Grollen eines Gewitters den Saal und trieb den entsetzten Zuhörern den kalten Schweiß auf die Stirn.

Viele spürten, daß die Worte keine leere Drohung waren, und selbst der hartgesottene Staatsanwalt wurde bleich und preßte die Lippen zusammen.

Nur John Sinclair stand plötzlich auf. Laut sagte er: »Ich nehme die Herausforderung an, Monty Parker. Aber wäre es nicht besser, wenn Sie bei mir den Anfang machen würden?«

»Nein, Inspektor, die Reihe ist vorgeschrieben, und Sie werden nichts dagegen tun können. Das Phantom von Soho ist nicht tot. Es lebt weiter. Schlimmer und stärker als zuvor!«

Ein gellendes, teuflisches Gelächter drang aus dem Mund des

Mörders und hallte schaurig durch den hohen Saal.
Für manch einen klang es wie der Willkommensgruß der Hölle…

***

Schon am gleichen Tag wurde Monty Parker in die Anstalt am Stadtrand von London eingewiesen. Richter, Staatsanwalt und Schöffen standen unter Bewachung.
Doch nichts geschah.
Nach einigen Wochen zog man die Bewachung ab. Aber Monty Parker wurde Tag und Nacht unter Kontrolle gehalten. Doch der Mörder unternahm nichts, was seinen Racheschwur auch nur im entferntesten gerechtfertigt hätte.
Stumm saß er in seiner Zelle und grübelte vor sich hin. Nur ab und zu bewegten sich seine Lippen im Selbstgespräch. Nachts hörte man ihn öfter sprechen, und wenn einer der Wärter durch das Guckloch sah, saß Monty Parker auf seinem Stuhl und redete mit sich selbst. Manche Leute meinten auch, daß ihn die Seelen seiner Opfer im Traum quälen würden und er deshalb keine Ruhe fände.
Bald geriet Monty Parker in Vergessenheit, nur noch in den Polizeiakten war er vermerkt.
Auch John Sinclair dachte nicht mehr an ihn. Er war weiterhin in seinem Job sehr erfolgreich und wurde nach zwei Jahren Superintendent Powell unterstellt, der eine Kommission leitete, die sich mit übersinnlichen, außergewöhnlichen Fällen beschäftigte. Auch hier hatte Sinclair große Erfolge zu verzeichnen und bekam schon bald den Spitznamen Geisterjäger.
Mit Bill Conolly, der inzwischen geheiratet hatte, verband ihn eine feste Freundschaft, und so manches Abenteuer überstanden die beiden Männer gemeinsam.
Über Monty Parker wurde wohl noch ab und zu an Nostalgie-Abenden gesprochen, sonst dachte keiner mehr an ihn.
Fünf Jahre sollten vergehen, und John Sinclair war inzwischen zum Oberinspektor befördert worden, als Monty Parker sich wieder in blutige Erinnerung rief.
Es geschah am zehnten Dezember 1975, genau zwei Wochen vor Weihnachten…

***

Ein bleigrauer Himmel hing über London. Die Temperaturen lagen um null Grad, und es war naßkalt. Wer nicht eben hinaus mußte, blieb in seiner Wohnung hinter dem warmen Ofen oder der Heizung.
Am Nachmittag fing es an zu schneien. Es war ein wäßriger Schneeregen. Die dicken, nassen Flocken fielen auf das Pflaster und schmolzen auf der Stelle.
Ein kalter Wind pfiff durch die Straßen und trieb die Schneeflocken

wie unzählige weiße Federn vor sich her. Schon bald lag in den Hinterhöfen der Häuser und auf den Dächern eine dünne weiße Schicht, und auf den Straßen hatte sich ein Matschfilm gebildet.

Und doch herrschte viel Betrieb. Die Menschen kauften für Weihnachten ein. Sie vergaßen Wirtschaftskrise und Inflation und gaben manchen sauer ersparten Schilling aus.

Zu den Menschen, die an diesem Tag zu Haus geblieben waren, gehörte auch Sir Hugh Crayton.

Der ehemalige Richter war vor drei Jahren pensioniert worden und lebte mit seiner Frau in einem kleinen Häuschen im Londoner Vorort Hoxton. Er hatte das Haus nach seiner Pensionierung bezogen und fühlte sich pudelwohl.

Untätig war Hugh Crayton nie gewesen. Oft wurde er als Berater für juristische Fragen hinzugezogen, und auch für das Gericht war er noch manchmal tätig, wenn es um Fälle ging, die weit in die Vergangenheit hineinreichten.

An diesem naßkalten Frühwinterabend war Sir Hugh Crayton allein in seinem Haus. Er saß in seinem Arbeitszimmer, las in einem Buch, und aus den Lautsprechern der Stereoanlage ertönte Musik von Chopin.

Hugh Craytons Frau war, verreist. Sie besuchte den Sohn in Liverpool, der dort in einer Anwaltskanzlei tätig war. Mrs. Crayton wollte drei Tage wegbleiben, und ihr Mann gönnte ihr den Kurzurlaub von ganzem Herzen.

Die alte Standuhr in der Ecke schlug sechsmal.

Der ehemalige Richter blickte unwillkürlich hoch. Noch eine halbe Stunde, dann würden seine beiden Bridgepartner kommen.

Es waren ebenfalls ehemalige Juristen, sogar Studienkollegen von Hugh Crayton. Die Abende fanden einmal in der Woche statt, und jedes Mal war ein anderer der Gastgeber. Heute war Hugh Crayton wieder an der Reihe.

Die Getränke hatte er schon bereitgestellt. Meist wurde 12 Jahre alter Whisky getrunken. Es war eine Marke, die es kaum zu kaufen gab, und der pensionierte Richter bezog die Flaschen direkt aus Schottland.

Hugh Crayton fühlte sich wohl in der Atmosphäre seines Arbeitszimmers. Hohe Bücherregale bedeckten die Wände, Wandleuchten verbreiteten einen gemütlichen Lichtschein. Das Arbeitszimmer war groß, so daß außer dem antiken Schreibtisch auch noch ein Bridgetisch Platz hatte.

Chopins Klavierkonzert näherte sich dem Ende, und der automatische Tonarm schwang zurück.

Hugh Crayton wollte keine neue Platte mehr auflegen, dazu reichte die Zeit bis zur Ankunft seiner Bridgepartner nicht.

Crayton erhob sich aus seinem Sessel und trat ans Fenster. Der

ehemalige Richter trug einen grauen Anzug und ein Hemd, das am Kragen offen stand. Um den Hals hatte er sich einen Seidenschal gebunden. Das schlohweiße Haar war sorgfältig gekämmt und ließ den Vergleich mit einer Löwenmähne zu.

Insgesamt war Crayton eine imposante Erscheinung, die Respekt einflößte.

Crayton zog die dunkelblauen Vorhänge zur Seite und blickte durch die Scheibe.

Draußen schneite es. Die Laterne vor dem Haus strahlte einen milchig verwaschenen Schein ab, in dem die Schneeflocken wild umhertanzten. Der kleine Vorgarten war bereits von einer weißen Schicht bedeckt, und der ehemalige Richter dachte daran, daß er wohl am nächsten Morgen Schnee schaufeln konnte. Das Haus lag in einer wenig befahrenen Straße, und wenn die Scheinwerfer eines Wagens aus den Schneeflocken auftauchten, wirkten sie wie Boten aus einer anderen Welt.

Hugh Crayton liebte dieses Wetter. Er freute sich dann immer auf sein gemütliches Zuhause und bedauerte die Menschen, die draußen sein mußten.

Die Fensterscheibe beschlug unter Craytons Atem. Der ehemalige Richter wischte den Film mit dem Handrücken weg. Er war so in Gedanken versunken, daß ihn die Stimme regelrecht aufschreckte.

»Sir Crayton, ich hole dich! Denk an das Versprechen!«

Der pensionierte Richter wirbelte herum. »Hallo«, rief er, »ist da jemand?« Keine Antwort.

Crayton schüttelte den Kopf. Sollte er schon so alt sein, daß er Stimmen hörte, wo keine waren? Naja, das sind vielleicht die Nerven, sagte er sich.

Wieder wandte sich Crayton dem Fenster zu, und dann ließ ihn ein böses Kichern herumfahren.

Im gleichen Augenblick wurden Craytons Augen weit vor Entsetzen. Wie ein Magnet wurde sein Blick von dem Schreibtisch angezogen. Mitten in der Platte steckte ein Messer mit blutverschmierter Klinge…

Der Knauf der Waffe zitterte noch unmerklich. Das Messer mußte erst gerade in das Holz hineingestoßen worden sein.

Aber von wem?

War jemand hier gewesen? Ein Einbrecher? Crayton schüttelte den Kopf. Nein, dann hätte er etwas gehört.

Doch das Messer konnte schließlich nicht aus der Luft gekommen sein!

Langsam trat Hugh Crayton näher an den Schreibtisch. Er streckte seine Hand aus, wollte die Waffe berühren, doch im gleichen Augenblick durchjagte ihn ein heißer Schreck.

Er kannte die Waffe! Er hatte sie schon dutzende Male in der Hand

gehalten. Dieses Messer, das in seiner Schreibtischplatte steckte, gehörte Monty Parker, dem Phantom von Soho!

Augenblicklich fielen dem Richter die Ereignisse der Vergangenheit ein. Er dachte an seinen letzten, großen Prozeß, an Monty Parker und an dessen Versprechen.

Er stand ganz oben auf der Todesliste des Mörders!

Hugh Crayton begann zu zittern. Er wischte sich über die Augen, blickte dann wieder auf die Schreibtischplatte – und erstarrte.

Das Messer war verschwunden!

»Das gibt es doch nicht«, stöhnte der ehemalige Richter, taumelte zu einem Sessel und ließ sich rücklings hineinfallen. Der Mann zitterte am gesamten Körper. Immer wieder blickte er zu seinem Schreibtisch hin, doch das Messer war und blieb verschwunden.

»Eine Halluzination«, versuchte sich Hugh Crayton einzureden, doch er glaubte nicht so recht daran.

Sollte an dem Schwur tatsächlich etwas Wahres gewesen sein?

Hugh Crayton spielte mit dem Gedanken, in der Anstalt anzurufen, doch dann kam ihm dieses Vorhaben zu lächerlich vor. Monty Parker saß hinter ausbruchssicheren Mauern, das wußte er genau. Er hätte sich mit dem Anruf nur blamiert. Und wenn Parker tatsächlich eine Flucht gelungen sein sollte, hätte er bestimmt davon gehört.

Nein, das alles war eine Einbildung.

Das Brummen eines Automotors schreckte ihn aus seinen Gedanken. Türen klappten zu, und Männerstimmen waren zu hören.

Dann fuhr der Wagen wieder weg. Die beiden Bridgepartner waren mit einem Taxi gekommen.

Hugh Crayton stand auf. Tief atmete er durch. Nur nichts anmerken lassen, nahm er sich vor.

Der ehemalige Richter machte Licht. In der kleinen Diele hing neben der Garderobe ein Wandspiegel mit einem meisterlich geschnitzten Holzrahmen.

Hugh Crayton warf einen Blick in den Spiegel und erschrak darüber, wie bleich er war.

Schon schellte es.

Crayton öffnete.

Die beiden Freunde lachten ihn an. »Teufel, Hugh, hast du ein Wetter bestellt«, sagte Simon Blocker, nahm seinen Hut ab und schüttelte den Schnee ab. Schnell drückte er sich an Hugh Crayton vorbei ins Haus.

»Na, wie geht’s dir denn so als Strohwitwer?« fragte Abe Foremann grinsend und ging ebenfalls ins Haus. Er schlüpfte aus seinem Mantel, hängte ihn an die Garderobe, rieb sich beide Hände und meinte: »Hoffentlich hat wenigstens der Whisky die richtige Temperatur. Ah, ich rieche schon das herrliche Aroma, sehe Weizenfelder vor mir und…«

Lachend gingen die Neuankömmlinge in das Arbeitszimmer. Nur Hugh Crayton blieb ungewöhnlich ernst.

Simon Blocker fiel Hughs Zustand als erstem auf. »Sag mal, hast du was?«

»Wieso?«

»Du bist irgendwie anders, so ruhig, fast verängstigt. Außerdem bist du blaß wie ein Leichentuch. Ehrlich, ist dir irgend etwas über die Leber gelaufen? Hast du dich geärgert?«

»Der gute Hugh wird wohl seine Frau vermissen«, meinte Abe Foremann. »Ich kenne das. Ist nicht jedermanns Sache, sein Essen allein zu kochen.«

Crayton lächelte gequält. »Das wird es wohl sein.«

»Kinder«, sagte Simon Blocker plötzlich, »bald wäre ich gar nicht gekommen. Ich sollte meiner Frau unbedingt mithelfen, die Weihnachtspakete zu packen.«

»Und wie hast du's geschafft?«

»Ich bin heimlich verschwunden. Wie ein Hühnerdieb.«

Die Männer lachten. Dann tranken sie den ersten Whisky, und wenig später war auch das Spiel in vollem Gang.

Abe Foremann und Simon Blocker waren in Hochform. Sie gewannen jede Runde, und nach einer Stunde schob Simon Blocker plötzlich die Karten zur Seite. Prüfend blickte er Hugh Crayton an. »Mit dir stimmt doch etwas nicht, Hugh.«

Der ehemalige Richter schreckte hoch. »Wie kommst du darauf?«

»Du hast bisher noch kein Spiel gewonnen.«

»Das ist eine Pechsträhne. Ich…«

»Laß mich ausreden, Hugh. Eine Pechsträhne sieht anders aus. Du spielst unkonzentriert. Du hast Spiele verloren, die du sonst mit der linken Hand gewonnen hättest. Raus mit der Sprache, alter Junge, was ist los mit dir?«

Hugh Crayton lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Sicher hatten die Freunde etwas bemerkt. Es wäre auch unnatürlich gewesen, wenn nicht. Nur – was sollte er ihnen sagen? Daß er eine Halluzination gehabt hatte? Daß plötzlich ein Messer in seiner Schreibtischplatte gesteckt und nicht einmal Spuren hinterlassen hatte? Unmöglich, die beiden würden ihn für verrückt halten. Und das zu Recht.

»Mir steckt irgendwas in den Knochen«, log Hugh Crayton. »Ich weiß auch nicht was, nehme aber an, es ist die Grippe. Ihr kennt das ja. Da ist man lustlos und möchte sich am liebsten selbst nicht mehr sehen.«

»Da ist es am besten, wir hören auf«, schlug Simon Blocker vor. »Was meinst du, Abe?«

»Meinetwegen. Wenn Hugh wirklich die Grippe hat. Aber du solltest deine Frau anrufen, daß sie sofort zurückkommt. Allein ist man da verdammt hilflos.«

»Ich werd's schon überstehen, keine Bange.«

»Dann legst du dich am besten ins Bett«, sagte Simon Blocker. »Wir rufen ein Taxi an und verschwinden.«

Hugh Crayton wollte die Freunde noch überreden, zu bleiben, doch er stieß auf taube Ohren. Und seine Angst zugeben, das wollte Crayton auch nicht.

Das Taxi kam nach zwanzig Minuten. Während sich die Männer ihre Mäntel überzogen, gaben sie Hugh noch einige gute Ratschläge. Simon Blocker wollte sogar noch einmal anrufen.

»Ja, mach das«, sagte Crayton und brachte seine Bridgepartner zur Haustür.

Die Männer stellten ihre Mantelkrägen hoch und liefen durch das Schneegestöber auf den Wagen zu.

Hugh Crayton sah dem Taxi nach, bis es verschwunden war, und zog dann die Haustür zu. An diesem Abend schloß er besonders gut ab, drehte den Schlüssel zweimal im Schloß. Dann wandte er sich um und lehnte sich aufatmend mit dem Rücken gegen das Türblatt. Sekundenlang schloß Hugh Crayton die Augen. Er versuchte, die Angst zu unterdrücken, doch es gelang ihm nicht. Zu tief hatte sich das unheimliche Geschehen in seinem Innern festgesetzt.

Mit müden Schritten ging der ehemalige Richter zurück in sein Arbeitszimmer. Im Aschenbecher qualmte noch eine, Zigarre. Simon Blocker hatte sie vergessen.

Automatisch drückte Crayton die Zigarre aus und schüttete sich noch einen doppelten Whisky ein. Er trank ihn in langsamen Schlucken.

Die Stille, die er sonst so, liebte, strapazierte jetzt seine Nerven. Selbst das beruhigte Ticken der alten Standuhr machte ihn nervös. Hugh Crayton trank sein Glas leer und spürte, wie der Alkohol seine Wirkung entfaltete. Hugh Crayton fühlte sich von Minute zu Minute besser. Er sah jetzt alles in einem anderen Licht, schrieb das Vorhandensein des blutigen Messers seiner Einbildung zu.

Er warf einen Blick auf die Uhr. Noch eine Stunde bis Mitternacht. Zeit für ihn, schlafen zu gehen.

Das Schlafzimmer lag in der oberen Etage. Eine freischwebende Holztreppe führte dort hin. Als Hugh Crayton die Stufen hochging, mußte er sich am Geländer festhalten.

Mit der linken Hand stieß er die Tür des Schlafzimmers auf und machte Licht.

Das Zimmer war leer.

Hugh Crayton lachte befreiend. Im Unterbewußtsein hatte er schon damit gerechnet, auf den Killer zu treffen.

Die rechte Hälfte des Ehebettes war aufgedeckt. Dort schlief Hugh Crayton.

Gemächlich zog er sich aus. Im Pyjama ging er ins Bad, wusch sich

und putzte die Zähne.
Als er in den Spiegel sah, erschrak er über sich selbst. Tiefe Ringe lagen unter seinen Augen. Er sah aus, als hätte er nächtelang durchgefeiert. Die Haut war bleich geworden, und das sonst so sorgfältig gekämmte Haar hing ihm wirr in die Stirn.
Hugh Crayton löschte das Licht und ging wieder zurück in sein Schlafzimmer. Aufstöhnend legte er sich ins Bett. Die Nachttischlampe ließ er brennen.
Der ehemalige Richter lag auf dem Rücken, die Augen hatte er geöffnet. Obwohl er sich ziemlich erschöpft fühlte, fand er keinen Schlaf, sondern starrte nur die Decke an.
Die Stille war erdrückend. Sie wurde nur durch Craytons Atemzüge unterbrochen. Vom nahen Friedhof schlug die Kirchturmuhr 12 Mal.
Mitternacht!
Hugh Crayton, der ein wenig eingeschlafen war, zuckte zusammen. Angespannt lauschte er auf die Schläge. Unwillkürlich kam ihm der Begriff Geisterstunde in den Sinn.
Der letzte Schlag verhallte. Und gleichzeitig bewegte sich die Tür des Schlafzimmers.
Zoll für Zoll wurde sie nach innen gedrückt.
Hugh Crayton hielt den Atem an. Angst überkam ihn. Sein Herz begann zu hämmern. Hart und wild schlug es gegen die Rippen. Schweiß bedeckte die Stirn, sammelte sich zu Tropfen und floß in die Augenbrauen.
Hugh Crayton ahnte, daß der Tod gekommen war.
Jetzt war die Tür schon zur Hälfte aufgeschwungen. Crayton lag so ungünstig, daß er nicht sehen konnte, wer sich draußen auf dem Flur verbarg.
Und dann hörte er wieder das Kichern. Bösartig, teuflisch hallte es durch das Zimmer.
»Ich komme, Euer Ehren!« zischte eine Stimme. »Ich komme, wie ich es versprochen habe…«
Angstschauerjagten über den Rücken des pensionierten Richters. Er wußte plötzlich, daß er verloren war, daß das Phantom von Soho seine Drohung wahrgemacht hatte.
Ein Schatten tauchte auf! Groß, drohend.
Wie ein riesiges Ungeheuer fiel der Schatten an die Wand des Schlafzimmers und zerfloß in wilden, ruckartigen Bewegungen.
Hugh Crayton spürte den Hauch der tödlichen Gefahr, der ihn umschwebte. Mit Gewalt mußte er seinen Blick von dem Schatten an der Wand loslösen, sah wieder zur Tür, und im gleichen Augenblick stockte sein Herzschlag.
Im Raum stand Monty Parker, das Phantom von Soho!
Die Finger seiner rechten Hand umklammerten das Messer mit der

blutbefleckten Klinge.
»Deine Zeit ist um, Richter!« hörte Hugh Crayton die heisere Stimme des Phantoms.
Crayton wollte etwas sagen, wollte sich wenigstens verteidigen, doch seine Kehle war wie zugeschnürt. Nicht ein einziges Wort drang über seine Lippen.
Und das Phantom kam immer näher.
In einer instinktiven Abwehrbewegung streckte Hugh Crayton beide Arme aus, wollte den Mörder fassen, doch seine Hände griffen ins Leere.
Ja, sie griffen sogar durch die Gestalt hindurch.
Hugh Crayton kam nicht mehr dazu, über diese Ungeheuerlichkeit nachdenken zu können, denn das Phantom war plötzlich über ihm, und der messerbewehrte Arm raste mit ungeheurer Wucht nieder. In Craytons Brust.
In diesem Augenblick läutete unten im Arbeitszimmer das Telefon.

***

»Au, verdammt, daß ich das auch vergessen mußte!« Mit diesen Worten sprang Simon Blocker aus seinem Bett. Rasch knipste er die Nachttischlampe an.
Seine Frau, die schon geschlafen hatte, blinzelte verstört in das Licht.
»Was ist denn los, Simon?« fragte sie, als sie sah, daß Simon sich den Bademantel über die Schultern warf und in seine Pantoffeln schlüpfte.
Simon Blocker schlang den Gürtel vor dem Bauch zusammen. »Ich habe dir doch von Hugh Crayton erzählt. Daß sich Hugh heute nicht wohl fühlte. Und daß seine Frau verreist und er ganz allein im Haus ist.«
»Ja, sicher hast du mir davon berichtet. Ist das der Grund, weshalb du jetzt aufstehst? Schließlich haben wir«, Mrs. Blocker drehte sich auf die Seite und warf einen Blick auf den Wecker. »Mitternacht ist schon vorüber. Du kannst doch jetzt nicht bei anderen Leuten anrufen.«
Simon Blocker war schon an der Tür. »Hugh Crayton ist kein Fremder. Und außerdem habe ich es ihm versprochen. Glaub mir, Lydia, es ging ihm wirklich nicht gut.«
»Na, meinetwegen.« Lydia Blocker ließ sich wieder in die Kissen fallen. Wenn sich ihr Mann einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, ließ er sich auch so leicht nicht umstimmen.
Simon Blocker ging in den Living-room. Er machte Licht und klappte den leinenen Schreibblock auf, der neben dem Telefon lag.
Er hatte Hugh Craytons Nummer schnell gefunden. Telefonnummern konnte sich Simon Blocker nie merken. Die mußte er immer notieren.
Achtmal ließ Blocker durchläuten. Und als beim neunten Mal

niemand abhob, warf er verärgert den Hörer auf die Gabel. »Der hat einen Schlaf wie ein Bär im Winter«, murmelte er.

Blocker zog fröstelnd den Bademantel enger und ging wieder zurück ins Schlafzimmer.

Seine bessere Hälfte war noch wach. »Na, hast du Erfolg gehabt?«

Blocker schloß die Tür und schüttelte den Kopf. »Es hat niemand abgehoben. So einen guten Schlaf möchte ich auch mal haben.« Simon Blocker zog den Bademantel aus und setzte sich auf die Bettkante.

»Vielleicht konnte er auch nicht an den Apparat gehen, Simon.«

»Wie meinst du das?« Blocker schwang herum und blickte seine Frau an.

»Es kann doch sein, daß ihm was zugestoßen ist. Ich habe neulich erst in einem Roman gelesen…«

»Ach hör auf mit deinen Krimis. Was sollte Hugh denn zustoßen? Und so krank war er nun auch nicht. Nein, ich kann dir genau sagen, was geschehen ist. Hugh hatte bestimmt zwei Tabletten genommen und sich hingelegt. Und er schläft außerdem in der oberen Etage. Da kann man das Läuten des Telefons schon mal leicht überhören.«

»Du mußt es ja wissen«, sagte Lydia Blocker spitz. »Und ob ich das weiß«, knurrte Simon, löschte das Licht und drehte sich auf die rechte Seite, die er immer als seine Schlafseite bezeichnete.

Doch einschlafen konnte er nicht. Simon Blocker hatte das unbestimmte Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben.

***

Gleich nach dem Frühstück hielt es Simon Blocker nicht mehr länger aus.

»Ich fahre zu Hugh«, sagte er zu seiner Frau.

»Sieh lieber mal nach draußen.«

Simon Blocker blickte durch die Scheibe. Fußhoch lag der Schnee auf den Straßen und Bürgersteigen. Manch wackerer Mann war dabei, seinen Hauseingang freizuschaufeln. Das Ratschen der Schneeschieber fiel Simon Blocker auf die Nerven.

»Meinetwegen kann es Ziegelsteine regnen«, sagte er zu seiner Frau. »Ich fahre.«

Blocker zog sich den Mantel über und ging nach draußen. Schwer und grau hingen die dicken Wolken am Himmel. Es konnte jeden Augenblick wieder anfangen zu schneien.

Zum Glück konnte Blocker noch seine Garage erreichen. Er klappte das Tor hoch und stieg in den Austin. Der Anlasser orgelte ein paar Mal, darin sprang der Wagen an.

Für die Strecke nach Hoxton benötigte Simon Blocker knapp 30 Minuten. Streu- und Räumfahrzeuge waren unterwegs, um wenigstens den größten Schneematsch zu beseitigen.

Blocker parkte vor Craytons Haus. Er stieg aus, ging durch den kleinen Vorgarten und schellte.

Nichts rührte sich.

In Simon Blocker machte sich ein komisches Gefühl breit. Er trat einige Schritte zurück und ließ seinen Blick an der Hausfassade entlang wandern.

Die Fenster waren geschlossen, sämtliche Scheiben beschlagen. Sollte Hugh Crayton noch schlafen?

Noch einmal schellte Simon Blocker. Wieder vergebens.

»Da stimmt was nicht«, sagte der Mann, setzte sich in seinen Wagen und fuhr zum nächsten Polizeirevier. Dort erklärte er dem Dienststellenleiter die Situation und sprach auch den Verdacht aus, daß Hugh Crayton unter Umständen etwas zugestoßen sein könnte.

Der Dienststellenleiter schickte einen Beamten mit. Mit einem Spezialwerkzeug öffnete dieser das Schloß – der Haustür.

Stille empfing die beiden Männer. »Hugh«, rief Simon Blocker. »He, Hugh, hörst du mich?«

Keine Reaktion.

»Das Schlafzimmer liegt oben«, sagte Blocker. »Kommen Sie.«

Der Polizist wiegte den Kopf. »Wohl ist mir bei dieser Aktion nicht«, meinte er. »Wir können Schwierigkeiten bekommen, wenn…«

Blocker winkte ab. »Das lassen Sie mal meine Sorge sein. Nein, nein, Mister Crayton wird unser Vorhaben schon gutheißen, keine Angst.«

Simon Blocker ging schnell die Stufen hoch. Es wunderte ihn, daß die Tür des Schlafzimmers halb offen stand.

Blocker stieß sie ganz auf und betrat das Schlafzimmer. Nach zwei Schritten blieb er stehen, als sei er gegen eine Wand gelaufen. Das nackte Entsetzen überfiel ihn, als er das Bild sah, das sich seinen Augen bot.

Hugh Crayton, der ehemalige Richter, lag auf seinem Bett – inmitten einer großen Blutlache…

***

Oberinspektor Sinclair ärgerte sich genau wie viele andere Berufstätige auch über das Wetter. Er hatte an sich nichts gegen den Winter, ganz im Gegenteil, nur die Großstadt sollte seiner Meinung nach von Schnee und Matsch verschont bleiben. Da man sich jedoch mit so vielen Dingen abfinden mußte, spielte das auch keine Rolle mehr.

Im Schneckentempo fuhr der Oberinspektor zum Dienst. Das Gebäude von New Scotland Yard lag direkt an der breiten Victoria-Street. Im Westen und Norden wurde es vom Broadway und der Dacre-Street eingekreist. Über den Namen Broadway hatten nicht nur die Beamten vom Yard gelacht, schließlich war die Straße nicht länger

als die Westseite des Yard – Gebäudes.
Während der Oberinspektor sich seiner Arbeitsstelle näherte, rauchte er die Morgenzigarette. Es gehörte schon zu seinen Gewohnheiten, auf der Fahrt den Polizeifunk abzuhören.
Und plötzlich horchte John auf.
Es war von einem Mord an einem gewissen Hugh Crayton die Rede. Der Leiter der Mordkommission forderte über Funk einige Beamte zur Verstärkung an.
Crayton, überlegte John. Irgendwo hatte er den Namen schon mal gehört. Aber nicht in der letzten Zeit, das wußte er genau. Doch John Sinclair wollte es genau wissen. Er fuhr in eine Parklücke, griff zum Autotelefon und ließ sich über die Zentrale, mit dem Leiter der zuständigen Mordkommission, einem Inspektor Palmer, verbinden.
Nach drei, vier Fragen wußte John Bescheid. Richter Hugh Crayton war der Mann gewesen, der Monty Parker, das Phantom von Soho, verurteilt hatte. Fünf Jahre war das nun schon her, und John, der damals gerade am Beginn seiner Laufbahn gestanden hatte, erinnerte sich noch gut an den Racheschwur, den Parker damals ausgesprochen hatte. Sollte dieser Mann seine Drohung wahrgemacht haben? Aber soviel John bekannt war, saß Parker in einer geschlossenen Anstalt, und von einem Ausbruch hatte er auch nichts gehört. Nein, dieser Mord mußte ein anderes Motiv haben.
John Sinclair fuhr weiter. Er hatte eigentlich mit diesem Fall gar nichts zu tun, sein Gebiet war das Übersinnliche, das Okkulte. Im Augenblick beschäftigte er sich mit Nachforschungen über einen Club von Teufelsanbetern, die angeblich auf einem Schiff ihre Treffen abhielten. Scotland Yard hatte einen Tipp bekommen, und John wollte der Sache nachgehen.
Trotzdem ging ihm der Mord an dem Richter nicht aus dem Kopf. Auch nicht, als er in seinem Büro saß und sich bei seinem Chef, Superintendent Powell, anmelden ließ.
Powell hatte schon von diesem Mord gehört, und so sparte sich John Sinclair große Erklärungen.
»Sie glauben an den Racheschwur?« fragte Powell säuerlich lächelnd und nahm einen Schluck von seinem berühmten Magenwasser.
»Es ist durchaus möglich, Sir.«
»Aber Monty Parker sitzt!«
»Ist das sicher?«
Powell blickte John durch seine dicken Brillengläser an. »Ich weiß, man muß Sie immer erst überzeugen«, sagte er, drückte auf den Hebel der Sprechtaste und schnarrte: »Bitte eine Verbindung mit dem McCarthy-Sanatorium! So Oberinspektor, jetzt werden wir Ihre letzten Zweifel aus der Welt räumen.«
»Vielleicht.«

»Sie wittern doch wieder etwas, nicht wahr?« fragte Powell lauernd.

John lächelte. »Sagen wir mal, ich habe einen Verdacht. Es sind zwar fünf Jahre vergangen, aber man sollte diesen Racheschwur nicht zu sehr auf die leichte Schulter nehmen. Machen wir uns doch nichts vor, Sir. Sie und ich, wir wissen doch beide, was alles in dieser Welt möglich ist. Ich brauche meine zurückliegenden Fälle erst gar nicht aufzuzählen. Theoretisch besteht die Möglichkeit, daß Monty Parker der Täter ist.«

Superintendent Powell wollte zu einer Gegenfrage ansetzen, doch da summte das Telefon.

Powell hob ab, deckte die Sprechmuschel mit der Hand zu und sagte zu John Sinclair gewandt: »Es ist der Direktor des Sanatoriums!«

Powell sagte dem Mann, worum es ging, und hörte anschließend zu, ohne irgendwelche Zwischenfragen zu stellen. Und als er den Hörer wieder auf die Gabel legte, blickte er John triumphierend an. »Wie ich es Ihnen gesagt habe, Herr Oberinspektor, Monty Parker sitzt in seiner Zelle. Diesmal haben Sie sich geirrt.«

»Möglich«, gab John zu, »aber überzeugt bin ich nicht. Ich habe nämlich in diesem Job, wie man so schön sagt, Pferde kotzen sehen. Und ich würde deshalb die Überwachung der anderen gefährdeten Personen wieder aufnehmen.«

»Nein.« Superintendent Powell schüttelte den Kopf. »Wir würden uns lächerlich machen, glauben Sie mir.«

»Und wenn der zweite Mord geschieht? Ich meine, außer mir standen ja noch mehr Personen auf der Liste. Zum Beispiel der Staatsanwalt und die Schöffen.«

Powell schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Lassen Sie doch endlich Ihre Monty-Parker Theorie fallen«, sagte der Superintendent. »Der Mord an dem Richter wird ein völlig anderes Motiv haben. Vielleicht Raub oder irgend etwas anderes. Wer kann das jetzt schon sagen. Am besten, wir warten die ersten Ergebnisse ab. Und Inspektor Palmer ist ein alter Routinier und Praktiker.«

»Das bestreitet niemand, Sir«, sagte John, »aber Sie gestatten doch, daß ich mich auch ein wenig um den Fall kümmere?«

»Und Ihre andere Sache?«

»Kommt schon nicht zu kurz.«

Powell grinste säuerlich. »Ich kenne Ihren Dickkopf, Sinclair. Meinetwegen verbrennen Sie sich die Finger. Aber kommen Sie dem anderen Kollegen nicht ins Gehege. Das könnte nur Ärger geben.«

»Keine Angst, Sir, ich packe den Fall von der anderen Seite an. Ich halte Sie aber auf dem laufenden, Sir.«

John stand auf und war schon fast an der Tür, als ihn Powells Stimme noch einmal zurückhielt. »Ich wünsche mir wirklich, daß Sie in diesem Fall unrecht hätten«, sagte der Superintendent leise. »Sonst

ist hier der Teufel los.«

»Ehrlich gesagt, das wünsche ich mir auch, Sir«, erwiderte John und verließ das Büro seines Chefs.

Er hatte kaum seinen eigenen Raum betreten, als das Telefon schrillte. Bill Conolly war am Apparat.

»Mensch, John, hast du schon gehört, man hat Hugh Crayton, den ehemaligen Richter, umgebracht.«

»Woher weißt du das denn?« fragte der Oberinspektor.

Bill lachte. »Du hörst doch nicht als einziger den Polizeifunk ab. Aber Scherz beiseite. Glaubst du, daß dieser Monty Parker dahintersteckt?«

Der Reporter hatte also die gleichen Gedankengänge gehabt wie John Sinclair. »Man weiß es nicht, Bill«, sagte der Geisterjäger. »Powell hat inzwischen schon in der Klinik angerufen, aber Parker sitzt in seiner Zelle.«

Jetzt schwieg Bill Conolly. Dann meinte er: »Und das ist für dich Beweis genug?«

»Ich merke schon, du willst mich aufs Glatteis führen. Nein, es ist für mich nicht Beweis genug. Ich werde der Anstalt einen Besuch abstatten und am besten auch mit Monty Parker reden.«

»Da komm ich mit.«

»Nein, Bill, ich will keine Pferde scheu machen. Sollte sich mein Verdacht bestätigen, bist du selbstverständlich mit von der Partie. Das ist doch klar.«

»Okay, John, vergiß es aber nicht.«

Der Reporter legte auf. John Sinclair zündete sich eine Zigarette an, ließ sich eine Tasse Kaffee bringen und suchte die Adresse des McCarthy-Sanatoriums heraus.

Es lag in der Nähe des alten Flughafens Croydon, am südöstlichen Stadtrand von London. Das McCarthy-Sanatorium war eine staatliche Anstalt. Es beherbergte keine Privatpatienten und war vor zwanzig Jahren von einem Politiker namens McCarthy gegründet worden.

***

Als John in seinem Wagen saß, begann es wieder zu schneien. Dicke Flocken fielen vom Himmel, tupften gegen die, Frontscheibe, schmolzen zu kleinen Wassertropfen und wurden von den Wischblättern weggefegt.

John hatte Heizung und Gebläse angestellt und quälte sich durch den Londoner Vormittagsverkehr. Erst als er den Stadtkern hinter sich gelassen hatte, konnte er etwas schneller fahren. Der Schnee auf den Straßen war getaut, doch schmutzige Schneehügel flankierten die Fahrbahn zu beiden Seiten.

Die Gegend wurde waldreicher, und alte, abgeblätterte Schilder wiesen noch auf den ehemaligen Großflughafen Croydon hin. Ein

kleines Hinweisschild, das den Weg zum Sanatorium wies, entdeckte John auch. Dem Wegweiser nach waren es noch drei Meilen.

Das Schneetreiben war dichter geworden. Die bleigrauen Wolken hingen so tief, daß man das Gefühl haben konnte, sie würden die Wipfel der Bäume berühren.

Der Weg führte durch ein kleines Wäldchen. Die kahlen Äste und Zweige der Bäume waren mit einer Schneeschicht bedeckt und bogen sich unter der nassen Last. Die schmale Fahrbahn war rutschig, und John Sinclair war froh, daß er erst vor drei Wochen nagelneue Reifen hatte aufziehen lassen.

Der Wald wurde lichter, trat schließlich völlig zurück, und dann sah John die Mauern des Sanatoriums aus dem Schneetreiben auftauchen.

Es waren wuchtige graue Steinmauern, die auf den Betrachter einen deprimierenden Eindruck machten. Wer einmal in dieser Anstalt saß, konnte wirklich lebensmüde werden.

John stieg aus. Neben dem großen grauen Eisentor entdeckte er einen Klingelknopf mit dazugehörigem Lautsprecher.

John legte seinen Daumen auf den Knopf, und wenig später tönte eine kratzige Geisterstimme aus dem Lautsprecher.

John gab seine Personalien an und kam auch auf den Zweck seines Besuches zu sprechen.

»Sind Sie beim Herrn Direktor angemeldet?« fragte die Stimme des Unbekannten.

»Nein.«

»Dann wird es nicht einfach sein.«

»Ich werde es trotzdem versuchen.« Johns Antwort klang ungeduldig. Dieser komische Torwärter schien sich verdammt viel einzubilden.

Wenig später glitt das Tor zur Seite. John setzte sich rasch in seinen silbergrauen Bentley und fuhr langsam in den Hof. Der Wärter hockte in einem kleinen Steinhaus und tippte grüßend gegen seine Mütze. Im Innenspiegel sah John, daß das Tor hinter ihm langsam wieder zuglitt.

Der schmale asphaltierte Fahrweg endete vor einem großen, grauen, viereckigen Steinbau, der die Höhe eines vierstöckigen Mietshauses hatte, und in dem die zahlreichen Fensterhöhlen wie tote Augen wirkten. Schneebedeckte Rasenflächen kreisten den trostlosen Bau ein, der schon allein durch seinen Anblick bei einem sensiblen Menschen Unwohlsein erzeugte.

John parkte den Wagen vor der Eingangstür. Als er ausstieg, wurde die Tür geöffnet und ein glatzköpfiger, bulliger Wärter in einem weißen Kittel kam ihm entgegen.

Der Wärter verzog das Gesicht zu einem freudlosen Grinsen. Er ärgerte sich wohl, daß einige Schneeflocken sein Gesicht streiften.

»Oberinspektor Sinclair?« fragte er mit einer überraschend hellen Stimme, die gar nicht zu seinem Äußeren paßte.

John nickte und präsentierte seinen Ausweis.

»Bitte folgen Sie mir.«

John betrat die Anstalt, die im Innern genauso trist wirkte wie von außen. Eine große Halle, graue, verputzte Wände und eine abgenutzte Ledergarnitur für Besucher. In einer, kleinen Glaskabine war die Anmeldung untergebracht. Das neugierige Gesicht einer Schwester starrte John durch die Scheibe an.

»Doktor Conrad erwartet Sie«, sagte der Wärter und führte John zu den Aufzügen.

Der Direktor hatte sein Büro im zweiten Stock. Die beiden Männer verließen den Lift und gingen über den langen Gang. Der Boden war blank gewienert, und es roch noch nach Wachs. Von irgendwoher ertönten gellende Schreie, die sich anhörten wie das Heulen eines waidwunden Tieres.

Der Wärter führte John durch eine Glasschwingtür und klopfte nach ein paar Schritten gegen eine dunkel gebeizte Holztür.

»Herein«, ertönte es.

Der Wärter öffnete die Tür, und John trat ein.

Doktor Conrad erhob sich hinter seinem Schreibtisch. Der Direktor der Anstalt war ein mittelgroßer Mann mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen und sorgfältig gekämmten schwarzen Haaren. Sein Kittel war blütenweiß und seine Zähne so falsch wie sein Lächeln.

»Sie sind also Oberinspektor Sinclair«, sagte er und drückte John die Hand. »Ich habe übrigens schon einiges von Ihnen gehört. Die Werwolfgeschichte oben im Norden hat ja großes Aufsehen erregt. Ich hoffe, Sie suchen bei uns keine Werkatzen.« Der Direktor lachte gekünstelt.

»Nein, nein, Doktor«, wehrte John ab. »Ich hätte nur gern einmal nach Monty Parker gesehen.«

»Natürlich. Ihr Chef hat mich schon angerufen. Anscheinend hat ihm meine Auskunft doch nicht gereicht. Macht ja nichts, Sie können sich selbst überzeugen, daß Monty Parker in seiner Zelle sitzt. Bitte kommen Sie mit.«

Der Direktor verließ mit John das Büro, und über die Steintreppe erreichten sie das nächste Stockwerk.

Vor einer weißlackierten Eisentür blieb der Direktor stehen. Er deutete auf das kleine Guckloch in der Tür.

»Bitte, Herr Oberinspektor, überzeugen Sie sich selbst.«

John dankte lächelnd, sah das Namensschild Monty Parker neben der Tür an der Wand und preßte sein rechtes Auge gegen das Guckloch.

John erkannte den Mörder sofort. Er hockte auf dem Bettrand und blickte mit verzerrtem Gesicht auf die Tür. In seinen Augen lag noch immer der teuflische Ausdruck.

Plötzlich hatte John Sinclair das Gefühl, von einem eiskalten

Wasserstrahl getroffen zu werden. Monty Parker griff hinter seinen Rücken, und als die Hand wieder zum Vorschein kam, umklammerte sie ein Messer.

Die Klinge war blutverschmiert!

***

Wie hypnotisiert starrte John Sinclair auf das Messer. Er kannte es, hatte es vor fünf Jahren schon gesehen und war auch jetzt davon überzeugt, daß der ehemalige Richter mit genau dieser Waffe umgebracht worden war.

John hielt den Atem an, starrte unverwandt durch das Guckloch, das ihn die Szene in der Zelle wie auf einer Leinwand sehen ließ.

Plötzlich hob Monty Parker den Kopf. Seine Augen stierten direkt das kleine Guckloch an. John Sinclair hatte das Gefühl, von Monty Parkers stechendem Blick durchbohrt zu werden. Und der Oberinspektor war sicher, daß das Phantom von Soho genau wußte, wer hinter der Tür lauerte.

Demonstrativ hob Monty Parker den Arm mit dem Messer, hielt die blutverschmierte Klinge dicht vor sein Gesicht, und aus dem offenen Mund drang ein satanisches Hohngelächter, das auf John Sinclairs Rücken einen kalten Schauer erzeugte.

Der Oberinspektor gab sich einen Ruck, löste seinen Blick von dem Guckloch und wandte sich um.

Schreckensbleich starrte Direktor Conrad den Geisterjäger an. Auch ihm war das fürchterliche Gelächter unter die Haut gefahren.

»Schließen Sie die Zelle auf!« herrschte John Sinclair den Mann an. »Denn dort sitzt der Killer! Er hält das blutverschmierte Messer noch in der Hand. Von wegen ausbruchsicher.«

Der Direktor hob die Schultern. »Ich besitze keinen Schlüssel«, sagte er mit leiser Stimme.

»Dann besorgen Sie einen!«

Der Anstaltsdirektor war völlig durcheinander. Zum Glück kamen einige Wärter den Gang entlanggelaufen. Sie waren durch das Gelächter alarmiert worden. Der Wärter mit der Glatze, der John hergeführt hatte, war ebenfalls dabei. Fragend sahen die Männer den Direktor an.

»Schließen Sie die Zelle auf, Miles«, sagte der Direktor.

Der Glatzkopf griff in die Hosentasche. Seine Hand kam mit einem Schlüsselbund wieder zum Vorschein.

»Nun beeilen Sie sich«, drängte John.

Das Gelächter war verstummt. Die folgende Stille war bedrückend.

Der Wärter fummelte am Schloß herum, seine Finger zitterten. Doch schließlich hatte er es geschafft.

Die Tür schwang auf.

John betrat als erster die Zelle. Die entsicherte Pistole lag schußbereit in seiner Rechten.

Monty Parker hockte auf dem Rand seines Bettes. Lächelnd blickte er den Männern entgegen.

John Sinclair starrte auf Parkers Hände. Sie waren leer.

»Wo ist das Messer?« John Sinclairs Augen funkelten, als er Monty Parker anblickte.

Parker breitete beide Arme aus. »Wovon sprechen Sie?«

»Das wissen Sie ganz genau. Ich rede von der Waffe, die sie vorhin in der Hand gehalten haben.« John trat einen Schritt vor. »Los, stehen Sie auf, und dann an die Wand!«

Monty Parker erhob sich langsam. Vorschriftsmäßig ließ er sich mit beiden Händen voran gegen die Wand fallen.

Schnell und geschickt tastete John den Mörder ab. Doch das Messer fand er nicht.

»Bleib so stehen«, sagte John, steckte die Waffe weg und begann, das Zimmer zu durchsuchen.

Die Einrichtung war kärglich. Ein Bett, ein Stuhl, ein Waschbecken und eine Toilette. Über dem Bett befand sich das Fenster. Ein kleines, vergittertes Rechteck.

John sah überall nach. Sogar in der Toilette, doch von dem Messer fehlte weiterhin jede Spur.

Langsam stieg in John Sinclair die Wut hoch. Dieser Kerl hatte es tatsächlich geschafft, ihn zum Narren zu halten. Zuletzt hob der Geisterjäger die Matratze hoch.

Außer verrosteten Bettfedern befand sich nichts darunter. Der Boden der Zelle war glatt und fugenlos. Eine Falltür gab es demnach auch nicht.

Doch plötzlich stutzte der Oberinspektor. Direkt neben dem Fenster hatte jemand etwas auf die Wand gekritzelt. John trat näher heran und betrachtete die ungelenken Buchstaben.

Es waren fünf Namen!

Fünf Namen auf der Todesliste.

Als erster stand dort Hugh Crayton, der ehemalige Richter. Und durch seinen Namen war ein Strich gezogen worden. Hugh Crayton war tot…

Eine Gänsehaut lief über Johns Rücken. Er las den zweiten Namen. William Mansing, Staatsanwalt. Dann folgten Paula Adderly und Ronald Warren, die beiden Schöffen. Und als letzter Name stand dort John Sinclair.

Tief atmete der Geisterjäger ein. Er drehte sich um.

Monty Parker hatte den Kopf gewandt und ihn aus schmalen Augenschlitzen beobachtet.

»Kann ich mich wieder hinsetzen?« fragte er.

»Ja.«

Monty Parker ging zu seinem Bett und nahm auf der Kante Platz.

Der Anstaltsdirektor und die Wärter hatten Johns Tun bisher schweigend beobachtet. Jetzt aber wandte sich Direktor Conrad an den Geisterjäger.

»Könnte es sein, daß Sie sich geirrt haben, Herr Oberinspektor? Ich meine, ich will Ihnen nicht zu nahe treten. Aber Sie haben sich da in eine Sache verrannt, die Sie bestimmt sehr beschäftigt. Und da ist es leicht möglich, daß Sie Halluzinationen haben. Sie wären nicht der erste. Wir haben da so unsere Erfahrungen.«

John lächelte knapp. »Das kann ich mir denken, Doktor. Aber soweit ist es mit mir noch nicht gekommen. Ich will Ihnen mal was zeigen, kommen Sie.«

John trat an die Wand und deutete mit dem Zeigefinger auf die Stelle, wo er die Namen gelesen hatte.

Doch die Stelle war leer!

Doktor Conrad griff in die Kitteltasche, holte seine Bille hervor und setzte sie auf.

»Tut mir leid, ich sehe nichts!« Verständnislos wandte er sich dem Geisterjäger zu. »Was sollte ich denn dort zu sehen bekommen?«

»Schon gut.« John winkte ab. »Es hat sich erübrigt.«

Aus den Augenwinkeln fing er Monty Parkers Blick auf. John erkannte deutlich den Ausdruck des Triumphes in den Augen des Mörders. Und Hass las er darin. Hass auf John Sinclair und die Menschen, die Monty Parker in diese Anstalt gebracht hatten.

»Dann sind Sie wohl hier fertig?« fragte der Direktor.

»Ja.«

Die Wärter hatten die Zelle schon verlassen. Bevor John Sinclair auch hinausging, blieb er noch einmal vor Monty Parker stehen. Die Narbe auf seiner Wange brannte wie Feuer. Ein Zeichen, daß John Sinclair erregt war.

»Ich weiß, daß du es warst, Monty Parker«, sagte John Sinclair leise. »Doch eins versichere ich dir: ich werde nicht ruhen, bis ich dich überführt habe. Du stehst mit dem Satan im Bunde. Aber diesen Pakt haben viele vor dir auch geschlossen. Es hat ihnen nichts genützt. Das Gute war stärker. Merk dir das, Monty Parker!«

Dann machte John auf dem Absatz kehrt und ging wieder hinaus. Der glatzköpfige Wärter drückte die Tür zu und schloß sie sorgfältig ab. Der Direktor gab ihm mit einer Handbewegung zu verstehen, daß er verschwinden könne.

John ging mit dem Direktor, in dessen Büro zurück.

»Einen Cognac auf den Schreck, Oberinspektor?« fragte Doktor Conrad.

»Nein, danke. Aber wenn Sie vielleicht eine Tasse Kaffee hätten?«

»Sicher.«

Der Direktor sagte seiner Sekretärin Bescheid, und zwei Minuten später stand das heiße Getränk vor John Sinclair.

Der Geisterjäger nippte daran und zündete sich eine Zigarette an. Doktor Conrad lehnte ein Stäbchen ab.

»Und Sie glauben immer noch, daß dieser Monty Parker hinter dem Mord steckt?«

»Das glaube ich allerdings.«

»Ich verstehe das nicht. Dieser Mann kann nicht aus seiner Zelle. Es ist unmöglich.«

»Das Wort unmöglich habe ich aus meinem Sprachschatz gestrichen; Doktor.«

»Ich kann Sie verstehen, Herr Oberinspektor. Sie beschäftigen sich mit okkulten Phänomenen. Aber daß sich ein Mensch in Luft auflöst, wie es in diesem Fall ja nur sein kann, das erscheint mir doch ein wenig zu weit hergeholt. Eine andere Erklärung gibt es für mich nicht. Tut mir leid. Schließlich bin ich Wissenschaftler und kein Zauberer oder Scharlatan.«

John machte erst gar nicht den Versuch, den Direktor mit seinen Argumenten zu überzeugen. Es hatte doch keinen Sinn. Nur eine Bitte hatte der Geisterjäger noch.

»Tun Sie mir einen Gefallen, Doktor«, sagte John Sinclair. »Halten Sie Monty Parker unter ständiger Kontrolle. In manchen Anstalten gibt es Fernsehkameras. Haben Sie hier so etwas auch?«

»Leider nicht. Wir sollten diese technische Neuheit bekommen. Aber im Augenblick hat der Staat kein Geld. Sie kennen ja selbst die Finanzmisere.«

»Ich weiß, Doktor. Dann setzen Sie aber wenigstens einen Aufpasser vor die Tür. Es können ja mehrere Männer sein, die sich gegenseitig ablösen. Es ist enorm wichtig. Die Leute sollen Monty Parker immer unter Kontrolle haben. Schärfen Sie es Ihnen ein.«

»Ich werde mein Bestes tun, Herr Oberinspektor. Aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen. Ich habe noch einiges zu erledigen.«

»Ich wollte sowieso fahren«, sagte John und verabschiedete sich von Doktor Conrad.

Den Weg nach unten fand er allein. Draußen schneite es noch immer, und John mußte die Scheiben des Bentley freiwischen. Bevor er sich in seinen Wagen setzte, sah er noch mal an der grauen Fassade der Anstalt hoch.

Plötzlich stockte ihm der Atem.

Eine Hand ragte aus einem der Zellenfenster. Und die Finger umklammerten ein Messer, dessen Klinge blutverschmiert war.

John schloß für Sekunden die Augen. Dabei murmelte er: »Noch hast du nicht gewonnen, Monty Parker…«

***

John Sinclair fand den Staatsanwalt in der Kantine des Gerichtsgebäudes.

Er saß allein an einem Tisch und rauchte eine Zigarette. Vor ihm dampfte eine Tasse Kaffee.

»Ah, hoher Besuch«, sagte William Mansing, als John Sinclair an den Tisch trat.

Die beiden Männer kannte sich. John war in den letzten Jahren schon öfter bei Gerichtsverhandlungen, in denen Sir Mansing die Anklage vertrat, als Zeuge aufgetreten.

Der Staatsanwalt wischte sich den Mund mit einer Serviette ab und faltete sie dann sorgfältig zusammen: »Aber nehmen Sie doch Platz, Oberinspektor.«

John rückte sich den Stuhl zurecht. Er war mit rotem Kunststoff bezogen.

Die Bedienung – eine dralle Person mit Säbelbeinen – kam und fragte nach Johns Wünschen. Der Oberinspektor bestellte ebenfalls einen Kaffee.

William Mansing blickte John Sinclair an und lächelte. Das Gesicht des Staatsanwaltes war im Laufe der Jahre noch faltiger geworden, doch nach wie vor funkelten die Augen wachsam hinter den dicken Gläsern der Hornbrille. Und das Fingerziehen hatte Sir William Mansing noch immer nicht abgelegt. Gerade eben zog er sich die Finger seiner linken Hand zurecht, daß die Gelenke nur so knackten.

John verzog das Gesicht.

Die Bedienung brachte den Kaffee, und der Oberinspektor nahm eine von den Zigaretten, die ihm der Staatsanwalt anbot.

»Ich kann mir denken, weshalb Sie gekommen sind, Oberinspektor«, sagte Sir Mansing. »Der Mord an unserem guten Hugh Crayton bereitet Ihnen Kopfzerbrechen.«

»Ihnen nicht?«

Mansing lachte und ließ eine Reihe nikotinbrauner Zähne sehen. »Warum sollte ich? Oder glauben Sie an diesen komischen Racheschwur des Phantoms? Das war vor fünf Jahren, und wenn ich all die Leute aufzählen sollte, die mir schon Rache geschworen haben, säßen wir heute Abend noch hier. Nein, nein, mein lieber Oberinspektor, die Zuchthauszelle kühlt so manche Rachegedanken ab.«

»Da mögen Sie recht haben, Sir. Aber hier liegt der Fall anders.«

Mansing schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Der Irre sitzt doch. Oder täusche ich mich da?«

»Nein, Sir. Aber ich bin überzeugt, daß er trotz allem den Mord auf dem Gewissen hat.«

»Jetzt komme ich nicht mehr mit.«

»Deshalb bin ich ja hier, um Ihnen den Ernst der Lage vor Augen zu führen. Aus den Untersuchungen der Mordkommission geht eindeutig hervor, daß Hugh Crayton mit einem Messer umgebracht worden ist. Ich war heute in der McCarthy-Klinik, um nach dem Phantom von Soho zu sehen. Monty Parker saß in seiner Zelle, doch in der Hand hielt er ein Messer mit blutverschmierter Klinge.«

Sir Mansings Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen. »Dann hätte er also doch der Mörder sein können?«

»Ja und nein, denn als ich mit einigen Zeugen die Zelle betrat, war das Messer verschwunden. Ich habe die Zelle praktisch auf den Kopf gestellt, doch das Messer wurde nicht gefunden. Ungewöhnlich ist das mindeste, was man zu diesem Fall sagen kann.«

»Und Sie haben sich nicht getäuscht, Oberinspektor?«

»Nein, Sie kennen mich, Sir. Ich beschäftige mich zwar mit übersinnlichen Dingen, bin aber weiterhin mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen geblieben.«

Sir William Mansing drehte die leere Kaffeetasse zwischen den Fingern. »Dieser Parker könnte einem Ihrer Zeugen das Messer zugesteckt haben. Womöglich steckt er mit jemandem unter einer Decke.«

»Das hätte ich sehen müssen, Sir. Ich habe schließlich als erster die Zelle betreten. Und was Ihre zweite These anbelangt, so ist es durchaus möglich, das Monty Parker unter dem Anstaltspersonal einen Helfer hat.«

»Aber daran glauben Sie nicht so recht, wie ich Sie kenne, Oberinspektor.«

»Genau.«

»Und wie lautet Ihre Theorie?«

Johns Gesicht blieb ernst, als er die Antwort gab. »Ich denke, daß Monty Parker die Gabe hat, seinen Körper verdoppeln zu können. Er kann einen zweiten Körper, einen Astralkörper schaffen. Exteriorsation hat man dieses Phänomen genannt.«

»Ich weiß, Oberinspektor. Aber daran glaube ich nicht. Auch wenn Sie mir mit noch so vielen Erklärungen kommen. Dieses Phänomen würde ich als nüchtern denkender Mensch als optische Halluzination bezeichnen. Aber auch das sind Hirngespinste, entschuldigen Sie, Oberinspektor, wenn ich das so einfach dahersage. Nein, ich bleibe bei meiner Meinung. Sollte Monty Parker tatsächlich aus der Anstalt entwischt sein, muß er einen Helfer gehabt haben. Eine andere Erklärung gibt es für mich nicht. Tut mir leid.«

»Gut, Sir«, sagte John. »Lassen wir eine Interpretation dieses rätselhaften Falls mal dahingestellt sein. Tatsache ist, daß Sie als nächster auf seiner Killerliste stehen.«

Jetzt lachte der Staatsanwalt. »Der Kerl soll nur kommen. Ich werde

ihm einen heißen Empfang bereiten. Angst habe ich nicht.«

»Erlauben Sie trotzdem, daß ich in der nächsten Nacht bei Ihnen bleibe?«

»Warum nicht? Wenn es Ihnen Spaß macht. Ich muß Ihnen allerdings sagen, ich bin Junggeselle und kann Ihnen außer einem guten. Whisky nichts weiteres anbieten.«

»Auch der Whisky wäre schon zuviel, Sir.«

John stand auf.

»Moment noch, Oberinspektor. Ich will Ihnen nur eben meine Anschrift geben.«

»Danke, nicht nötig. Ich weiß, wo Sie wohnen.«

»Um so besser. Ich erwarte Sie dann heute Abend.«

John Sinclair verließ das Gerichtsgebäude und fuhr in die Gresse Street. Dort wohnte Mrs. Paula Adderly, eine der Schöffen.

Das Haus war vierstöckig, ziemlich alt, und ein verwilderter Vorgarten zierte den Eingang. Ein paar Kinder saßen auf den Stufen und blickten John Sinclair mißtrauisch entgegen.

»Darf ich mal vorbei?« fragte John und lächelte.

»Zu wem wollen Sie denn, Mister?« fragte ein etwa elfjähriger Steppke mit braunem Kraushaar.

»Zu Mrs. Adderly.«

»Da haben Sie Pech gehabt, Mister. Die Adderly ist verreist. Schon vor einer Woche.«

»Und weißt du wohin?«

»Wenn ich fünf Schilling hätte, könnte es mir schon einfallen.«

John gab ihm das Geld.

»Also, Sie ist nach Brighton gefahren. Mit Ihrem Sohn, der hatte eine Lungenentzündung gehabt und braucht Seeluft, das hat wenigstens meine Mutter gemeint.«

»Und du weißt auch nicht, wann sie zurückkommen?«

»No, Mister. Aber Sie wissen ja selbst, solche Kuren dauern mindestens vier Wochen.« erwiderte der Steppke altklug.

»Dank dir«, sagte John und ging wieder zu seinem Wagen. Er wunderte sich, daß die Kinder bei dieser Kälte auf der Treppe saßen, aber wahrscheinlich war es bei ihnen so, daß beide Elternteile arbeiteten und sie für ihre Sprößlinge keine Zeit hatten.

John setzte sich hinter das Lenkrad und holte sein Notizbuch hervor. Ronald Warren, der zweite Schöffe, wohnte in der Holten Street, im nördlichen Soho.

John steckte das Buch wieder weg und drehte den Zündschlüssel. Der Motor sprang sofort an. John blickte in den Rückspiegel, sah, daß die Fahrbahn frei war, und scherte aus der Parklücke.

Im gleichen Moment spürte er den Druck einer Messerklinge im Nacken und eine höhnische Stimme sagte: »Fahr ruhig weiter, John

Sinclair!«

Der Geisterjäger kannte die Stimme. Sie gehörte Monty Parker, dem Phantom von Soho…

***

»Miles soll zu mir kommen«, blaffte Direktor Conrad in das Mikrophon. »Ich werde ihm augenblicklich Bescheid geben«, erwiderte seine Sekretärin, die an der Stimme ihres Chefs erkannt hatte, daß er schlechte Laune hatte.

Nervös trommelte Doktor Conrad mit den Fingerspitzen auf der Schreibtischplatte herum. Dieser verdammte Inspektor hatte ihm überhaupt nicht in den Kram gepaßt. Solch ein Besuch gab immer nur Unruhe und schürte das Mißtrauen.

Als Miles eintrat, hatte er sich wieder beruhigt.

»Sie übernehmen die Wache, Miles«, sagte Conrad zu dem glatzköpfigen Wärter.

»Welche Wache, Sir?«

»– Stellen Sie sich doch nicht so dumm an, Mensch. Die Bewachung von Monty Parker.«

»Aber der sitzt doch in seiner Zelle.«

»Ja, das stimmt. Aber denken Sie, ich lasse mir hinterher etwas nachsagen? Dieser komische Oberinspektor mit seinen spinnigen Ideen soll den denkbar besten Eindruck von uns bekommen. Sie brauchen das natürlich nicht allein zu machen. Lösen Sie sich mit Reeves ab. Ihr beiden habt die beste Kondition. Holt euch zwei Stühle, und setzt euch vor die Tür. Und ab und zu werft ihr einen Blick durch das Guckloch. Aber es schläft nur jeweils einer, verstanden?«

»Natürlich, Sir. Dann kann ich gehen?«

»Ja. Ach so, da wäre noch etwas. Ich werde euch ab und zu kontrollieren kommen.«

»Ich habe verstanden, Sir.«

Draußen ließ Miles richtig Dampf ab. Seine Wut entlud sich in Flüchen, die sogar noch einem Seemann Spaß gemacht hätten.

Perry Reeves lag in seiner Bude auf dem Bett und las ein Comic-Heft.

Er sah ärgerlich auf, als Miles in das Zimmer polterte. »Was ist denn, zum Teufel? Ich habe Feierabend.«

»Einen Dreck hast du, Reeves. Los, hoch mit deinem Bierhintern. Wir haben Wache.«

Reeves, der Miles an Körpergröße in nichts nachstand, bekam Stielaugen, als er hörte, daß sie die Nacht über vor der Zellentür hocken sollten. Doch alles Fluchen half nichts, die beiden holten sich ihre Stühle und übernahmen die Wache.

Ab und zu warfen sie einen Blick durch das Guckloch. Es war noch Nachmittag, und Monty Parker wanderte unruhig in seiner Zelle hin

und her.

»Der ist harmlos wie ein Kind«, sagte Miles und ließ sich wieder auf den harten Holzstuhl fallen.

Sein Kollege hob nur die Schultern. Er hatte sich mit einem Stapel Comic-Hefte eingedeckt und war – so für die Nacht versorgt.

Als Miles mal wieder aufstand und einen Blick in die ausbruchsichere Zelle warf, lag Monty Parker auf dem Bett.

Er lag auf dem Rücken und hatte die Augen geschlossen.

»Der pennt tatsächlich«, sagte Miles und schüttelte den Kopf. »Naja, manche haben eben eine Bärennatur.«

Der gute Wärter ahnte allerdings nicht, daß sich Monty Parker in einer tiefen Trance befand. Denn er mußte seinen Zweitkörper aufrecht erhalten, der soeben wie ein Schatten hinter John Sinclairs Rücken aufgetaucht war…

***

John Sinclair blieb ruhig sitzen. Die Überraschung hatte nur den Bruchteil einer Sekunde gedauert. Jetzt zahlte sich die hervorragende Nervenkraft des Oberinspektors aus. Er war auf einmal eiskalt bis ins Mark.

Ruhig lagen seine Hände am Steuer. Er fuhr in seinem gleichmäßigen Tempo weiter, hütete sich davor, den Wagen zu beschleunigen. Er wollte erst einmal abwarten.

Monty Parker hatte das Messer durch den Raum zwischen der verstellbaren Nackenstütze und der Oberkante des Vordersitzes gesteckt. Er hatte dabei noch soviel Bewegungsfreiheit, daß er die Hand drehen und wenden konnte.

Ein kleiner Stoß nur, und die Klinge würde in John Sinclairs Hals dringen.

»Und nun?« frage John Sinclair mit ruhiger Stimme.

Monty Parker kicherte. »Fahr weiter!«

»Wohin?«

»Es ist egal.«

»Sie sind am Drücker«, sagte John und stoppte an der Einmündung zur Oxford Street.

Diese breite, mehrspurige Hauptstraße durchzog die Millionenstadt London von Osten nach Westen und führte direkt an der Nordflanke des Hyde Parks vorbei. John wollte später in den großen Park einbiegen. Vielleicht gab es dort eine Chance, den Killer in seinem Rücken zu überwältigen.

»Und laß beide Hände ruhig am Lenkrad liegen«, zischte Monty Parker.

»Keine Angst«, erwiderte John. »Ich bin nicht lebensmüde.«

Der Asphalt der breiten Straße glänzte naß. Hier war der Schnee

schon getaut. Die Wärme der Auspuffgase und die Streusalze hatten dafür gesorgt.

Es herrschte lebhafter Verkehr, und John mußte so konzentriert fahren, daß er den Killer in seinem Rücken fast vergaß. Nur wenn er eine etwas zu hastige Bewegung mit dem Kopf machte, rief sich Monty Parker wieder in Erinnerung. Denn dann berührte jedes Mal die Spitze der Messerklinge John Sinclairs Nacken. Ein schmaler Blutfaden rann ihm bereits in den Kragen seines Hemdes.

John hatte seinen Mantel ausgezogen und auf den Nebensitz gelegt. Die Heizung arbeitete auf Hochtouren.

»Wollen Sie mich eigentlich umbringen?« fragte John nach einer geraumen Weile.

»Ja.«

»Und warum haben Sie es noch nicht getan?«

»Weil ich erst die Reihenfolge einhalten will. Der Staatsanwalt, die beiden Schöffen und dann bist du dran, Oberinspektor.«

»Da habe ich ja noch einige Zeit zu leben«, meinte John, und es schwang eine Spur von Sarkasmus in seiner Stimme mit. »Ich frage mich nur, warum Sie sich die Mühe machen und mich hier durch die Gegend fahren lassen?«

»Um dir meine Macht zu demonstrieren. Um dir zu zeigen, daß du gegen mich so wehrlos bist, wie ein Stück Eis in der Sonne.«

»Ich kann Sie nicht hindern, Parker«, sagte John. »Aber was geschieht, wenn Sie Ihre Rache vollendet haben?«

»Ich werde ein begehrter Killer sein.«

»Und was haben Sie davon? Nichts. Sie haben keine Chance, das Geld auszugeben, man wird Sie überall erkennen, wo Sie auch auftauchen. Vielleicht wird man Sie auch hinrichten.«

»Das geht nicht. Ich habe immer ein Alibi.«

»Sie meinen die Klinik? Das läuft auf die Dauer nicht gut, Parker. Irgendwann wird auch der letzte Dummkopf dahinterkommen, was mit Ihnen los ist. Dann wird man Ihnen den Kopf abschlagen.«

»Auch damit bin ich nicht zu töten. Fünf Jahre lang habe ich zum Satan gefleht. Jetzt endlich hat er mich erhört. Ich werde Unglück über die Stadt bringen und selbst daran meine Freude haben. Doch vorher muß ich meine Rache vollenden. Vor fünf Jahren schon hatte ich den Satan angerufen, aber damals bin ich noch nicht erhört worden. Doch die Zeit war auf meiner Seite. Auf Sie, Oberinspektor, freue ich mich ganz besonders. Sie werde ich nicht mit einem Messerstich töten. Nein, Sie werden langsam sterben. Heute ist der Staatsanwalt an der Reihe. Und da ich mir vorstellen kann, daß Sie ihn schützen wollen, werde ich Sie erst mal aus dem Verkehr ziehen.«

»Dann haben Sie Angst vor mir?« stellte John die etwas provozierende Frage.

»Oh, nein, das nicht. Aber ich will es mir so leicht wie möglich machen.«

Monty Parker stieß wieder sein widerliches Kichern aus. Er war wirklich nicht mehr normal, doch er hatte mit der Hölle einen Pakt geschlossen. Und das machte ihn so gefährlich.

John Sinclair biß die Zähne zusammen. Fieberhaft suchte er nach einer Möglichkeit, aus dieser Klemme herauszukommen, doch der Irre hatte alle Trümpfe in der Hand.

Trete ich auf die Bremse, wird er nach vorn geschleudert, und das Messer dringt durch meinen Hals, dachte John. Er spielte auch schon mit dem Gedanken, sich einfach zur Seite zu werfen und gleichzeitig auf die Bremse zu treten. Vielleicht hätte er eine Chance, aber es war auch durchaus möglich, daß bei dieser Aktion Unschuldige in Gefahr gerieten. Wie leicht konnte dabei ein Auffahrunfall entstehen, und das durfte John auf keinen Fall riskieren. Dann lieber noch abwarten und auf eine Chance lauern.

Das Marble-Arch-Denkmal, das den Nordostzipfel des Hyde Parks ziert, kam in Sicht. Die vier wuchtigen Säulen wurden von unzähligen kleinen Schneeflocken umtanzt.

John befand sich noch immer auf der breiten Oxford Street. Wenn er in den Hyde Park wollte, mußte er bald abbiegen. Aus sämtlichen Himmelsrichtungen führten kleine Straßen in den Park. Manche waren nur für Fahrzeuge zugelassen, Fußgänger hatten ihre eigenen Wege.

»Wohin nun?« fragte. John Sinclair.

»Fahr links ran und halte an!« befahl der Killer.

Es war schwer, eine Parklücke zu finden, und so mußte John in eine kleine Seitenstraße einbiegen, in der er dann einen Platz fand. Die Reifen malmten durch den dicken Schneeberg am Straßenrand.

John Sinclair stoppte. Er spürte, daß die Sekunde der Entscheidung gekommen war. Noch immer hatte der Irre nicht mit der Sprache herausgerückt, was er eigentlich wollte.

Nach wie vor drückte die Spitze der Klinge gegen Johns Hals. An den permanenten Schmerz hatte sich der Oberinspektor inzwischen gewöhnt.

»Wie lange soll ich denn noch hier sitzen bleiben?« fragte John Sinclair.

»Bis das Gift gewirkt hat!«

»Welches Gift?«

»Mit dem ich die Messerklinge präpariert habe. Es ist ein Langzeitgift, mit dem ich dich aus dem Verkehr ziehe, John Sinclair. Du wirst erst wieder leben, wenn ich dich brauche.«

Gift! Tod! Leben! Diese Begriffe schossen John durch den Kopf. Und plötzlich konnte er nicht mehr länger untätig dasitzen.

Ansatzlos warf er sich nach links. Die Messerklinge fuhr glühend heiß an seinem Hals vorbei und hinterließ eine breite, blutige Schramme.

John hatte noch nicht das Polster des Nebensitzes berührt, als seine Hand schon unter die Achsel fuhr, um die Pistole hervorzureißen.

Mitten in der Bewegung stockte John Sinclair. Sein Arm fühlte sich plötzlich an, als wäre er mit Blei gefüllt worden. Blitzschnell breitete sich die Lähmung über den gesamten Körper aus.

Das Gift! schoss es John durch den Kopf. Dieses verdammte Höllengift hat gewirkt.

Über sich sah er das zu einem triumphierenden Grinsen verzogene Gesicht des Killers.

John wollte noch etwas sagen, doch selbst die Stimme gehorchte ihm nicht mehr.

Das letzte, was er wahrnehmen konnte, war Monty Parkers Gestalt, die sich langsam zu einem durchsichtigen Nebelschweif auflöste.

Dann wußte John Sinclair nichts mehr.

***

Der grüne Schnellhefter klatschte auf die Schreibtischplatte.

Staatsanwalt William Mansing lachte freudlos, legte den Hefter zur Seite und starrte auf die tote Fliege.

»Wo gibt’s denn so was«, knurrte er, »im Dezember noch dieses Ungeziefer.«

William Mansing war kein bißchen nervös. Er fühlte sich diesem unheimlichen Killer gewachsen. An Mansing hatten sich schon andere die Zähne ausgebissen. Er brauchte nur an so manchen Gangsterkönig zu denken, der ihm schon blutige Rache geschworen hatte, doch im Endeffekt war Sir William Mansing immer Sieger geblieben. Man traute es diesem Mann gar nicht zu, daß er schon vier Mordanschläge überstanden hatte. Drei davon hatten irische Terroristen verübt, und bei einem hatte der Boss einer internationalen Waffenhändlerorganisation seine Finger im Spiel gehabt.

Mansing nahm den Aschenbecher, hielt ihn gegen den Schreibtischrand und schob mit der freien Hand die tote Fliege zwischen die Zigarettenkippen. Dann leerte er den Ascher im Papierkorb.

Es war schon nach Dienstschluß, und William Mansing wollte nur noch eine Akte aufarbeiten, um dann nach Hause zu fahren. Dieser Oberinspektor hätte sich die Bewachung wirklich schenken können, dachte Mansing, aber weil das jetzt nicht zu ändern war, wollte er Sinclair wenigstens informieren, daß er sich in einer Viertelstunde auf den Weg nach Hause machte.

John Sinclair war jedoch in seinem Büro nicht zu erreichen. Es hieß, der Oberinspektor sei in einer dienstlichen Angelegenheit unterwegs.

Welche Angelegenheit das war, konnte sich Sir Mansing gut vorstellen.
»Dann ist es gut«, sagte der Staatsanwalt und legte den Hörer wieder auf die Gabel.
Mansing nahm an, daß John Sinclair direkt zu seiner Wohnung fahren würde.
Automatisch griff der Staatsanwalt zur Zigarettenschachtel. Er wollte sich gerade ein Stäbchen zwischen die Lippen klemmen, als er das Kichern hörte.
Irritiert legte Mansing die Zigarette weg.

***

Langsam stand er von seinem Stuhl auf. Er spürte, daß sein Herz plötzlich schneller schlug.
»Ich komme, William Mansing«, hörte er eine zischende Stimme. »Heute Abend noch wirst du sterben, du Bluthund. Mach dich bereit.«
»Hallo!« rief Mansing. »Wo sind Sie denn, zum Teufel! Zeigen Sie sich!«
»Ha, ha, ha.« Das Gelächter des irren Killers erfüllte den Raum. »Noch bin ich unsichtbar, doch schon bald wirst du mich sehen können, William Mansing. Schau mal zum Fenster!«
Automatisch folgte Mansing dem Hinweis.
Er sah, daß die Luft dort flimmerte, als wäre sie mit Elektrizität geladen.
Der Staatsanwalt schloß für Sekundenbruchteile die Augen. Jetzt nur nicht die Nerven verlieren! hämmerte er sich ein. Nur die Ruhe bewahren.
»Zeigen Sie sich doch!« rief Mansing. »Los, dann können wir von Mann zu Mann miteinander reden!«
Der Staatsanwalt hatte kaum das letzte Wort ausgesprochen, als die Tür geöffnet wurde. Eine Putzfrau mit einem bunten Tuch auf dem Kopf, schaute herein.
»Hatten Sie mich gerufen, Sir?«
William Mansing wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Nein, ich hatte Sie nicht gerufen, aber wenn Sie schon mal hier sind, können Sie auch anfangen zu putzen. Ich gehe sowieso gleich.«
»Ist schon recht, Sir. Ich hole nur noch meinen Staubsauger.«
Die Putzfrau verschwand.
William Mansing aber warf noch einen Blick zum Fenster hin, doch dort war nichts mehr zu sehen. Nur noch eine leise Stimme, die wie ein letzter verwehter Hauch klang, drang an William Mansings Ohren.
»Wir sehen uns noch, Bluthund. Heute Abend…«
Dann war es still.
Als Sir William Mansing wenig später seine Handschuhe überstreifte, merkte er, daß seine Hände zitterten…

***

Das Liebespaar kam aus dem Hyde Park und ging engumschlungen. Er hatte seinen Arm um ihre Taille gelegt, sie hatte ihren Kopf gegen seine Schultern gelegt.

Sofern es die Zeit erlaubte, gingen die beiden spazieren. Meistens in den Hyde Park, der um diese Zeit ein weißes Paradies war. Besonders die Kinder freuten sich über den Schnee. Rodelschlitten und Schneeballschlachten waren Trumpf.

Die beiden jungen Leute studierten. Cora beschäftigte sich mit Literatur und Jim mit Mathematik. Sie gehörten zu den Studenten, die mit ihrem Studium schnell fertig werden wollten.

Cora und Jim waren auf dem Weg zu ihren Zimmern. Sie wohnten beide zur Untermiete bei einer sehr strengen Wirtin, die jedoch nicht verhindern konnte, daß sich die beiden nähergekommen waren.

Die dicken Sohlen unter den hohen Stiefeln patschten durch den Schnee. Cora und Jim trugen Parkas, die mit imitiertem Fell gefüttert waren. Die grüngrauen Mäntel waren naß, und auf den Kapuzen lag ein dünner Schneefilm.

Noch immer rieselte feiner Schnee vom Himmel. Es war Pulverschnee, und der blieb liegen. Die Menschen, die auf der Straße waren, hatten ihre Mantelkrägen hochgestellt, Schirme aufgespannt oder die Hüte tief in die Stirn gezogen.

Cora und Jim bogen in die Green Street ein, wo sie auch wohnten.

Das Haus war alt und hatte hohe Fenster, durch deren Rahmen der Wind pfiff. An Renovierung dachte die Wirtin nicht im Traum, zum Glück erhöhte sie aber auch nicht die Mieten. Acht Pfund betrug die Monatsmiete für ein Zimmer.

Cora und Jim schlenderten an kleinen Geschäften vorüber, blieben vor manchen Schaufensterscheiben stehen und sahen sich die Auslagen an.

»Den werden wir uns bald auch leisten können«, sagte Cora und deutete auf einen metallicfarbenen Bentley, der am Straßenrand parkte und von einer fingerdicken Schneeschicht bedeckt war. Nur die Scheiben waren noch frei.

Die beiden blieben stehen. »Wirklich ein toller Schlitten«, bestätigte Jim und nickte anerkennend. Er löste sich von Cora, sprang über einen schmutzigbraunen Schneehügel und sah durch die Scheibe in das Innere des Wagens.

Plötzlich zuckte der Student zurück. »Cora«, rief er, »komm doch mal her.«

Das Mädchen kam angelaufen. »Was ist denn los?«

Jim wischte sich über das Gesicht. Er sah ziemlich ratlos aus.

»Sag doch endlich, was los ist, Jim!«

»Sieh in den Wagen.«

Cora zuckte die Achseln, bückte sich und peilte angestrengt durch die Scheibe.

»Himmel«, flüsterte sie, »da liegt ja einer drin. Du, ich glaube, der ist tot, Jim!«

Cora war kreidebleich geworden. Unwillkürlich preßte sie ihre Hand gegen den Mund, als hätte sie Mühe, einen Schrei zu unterdrücken.

Jim riß sich zusammen und blickte genauer hin. Der »Tote« war gegen die Fahrertür gerutscht. Sein Hinterkopf lehnte an der Scheibe, die Augen waren weit aufgerissen.

»Wir müssen die Polizei verständigen«, sagte Jim. »Das machst am besten du, Cora. Ich bleibe solange hier.«

»Aber gib auf dich acht«, erwiderte Cora mit zitternder Stimme.

»Keine Angst, Tote können nichts mehr tun.«

Cora lief weg, um den nächstbesten Polizisten aufzutreiben. Jim trat ungeduldig auf der Stelle. Langsam kroch Kälte in seinen Körper. Ab und zu warf der junge Student einen Blick durch die Scheibe auf den Körper des Mannes.

Immer wieder blickte Jim rechts, und links die Straße entlang. Die Zeit, bis Cora wiederkam, verging ihm viel zu langsam. Doch schließlich sah er die dunkelblaue Uniform eines Polizisten auftauchen.

Der Polizist war ein hagerer Mann mit einem schneidigen Lippenbärtchen. Er sah Jim prüfend an und warf dann einen Blick durch die Scheibe des Bentley.

Schon drei Sekunden später zuckte er zurück. »Das ist der Wagen eines Polizeibeamten«, sagte er mit frostiger Stimme. »Ich erkenne es an dem Sprechfunkgerät.«

»Dann ist der Tote ein…« Jim schluckte, bevor er weitersprach. »Ein Polizist?«

»Ja. Es ist Oberinspektor Sinclair, sogar ein sehr bekannter Mann hier in London.«

Der Beamte holte seine Trillerpfeife hervor, steckte sie zischen die Lippen und stieß einen grellen Pfiff aus.

Es ist immer wieder beeindruckend, wie schnell bei solch einem Signal die Polizisten in London zur Stelle sind. Sie riegelten den näheren Umkreis ab und drängten auch die Neugierigen zur Seite.

Cora und Jim mußten als Zeugen dableiben.

Minuten später war auch die Mordkommission da und auch ein Wagen der Ambulanz.

Der Bentley wurde aufgebrochen. Als die Tür aufschwang, kippte John Sinclair den Polizisten entgegen.

Sie fingen ihn auf und legten ihn auf die Erde. Ein Arzt beugte sich über den Leblosen.

Dann kam ein schwerer Rover angefahren. Kaum stand der Wagen,

wurde die Tür aufgestoßen, und ein kleiner Mann mit einer dicken Hornbrille stieg aus.

Superintendent Powell!

Man hatte ihn – augenblicklich benachrichtigt. Die Beamten nahmen Haltung an.

Noch immer kniete der Arzt neben dem leblosen Oberinspektor. Er hatte Johns Hemd aufgeknöpft und horchte mit dem Stethoskop die Herztöne ab.

»Wie sieht es aus, Doc?« fragte Powell, und in seiner Stimme schwang Angst mit, etwas, was man bei diesem Mann kaum gehört hatte.

Der Arzt richtete sich auf. Seine Augen blickten besorgt. Mit einer müden Bewegung hob, er beide Hände. »Ich kann noch nichts sagen«, meinte er.

»Was heißt das?«

»Ich – ich höre keine Herztöne. Der Patient ist klinisch tot!«

Sekundenlang schloß Superintendent Powell die Augen. Ein Schwächeanfall drohte ihn zu überwältigen. Dann riß er sich gewaltsam zusammen.

»Sie und Sie!« rief er zwei Polizisten an. »Sie legen den Oberinspektor in den Wagen. Verstanden?«

»Ja, Sir!«

Die Türen des Ambulanzwagens klappten auf. Es war ein moderner Kastenwagen mit den wichtigsten medizinischen Apparaturen.

Eine Bahre wurde gebracht. John Sinclair wurde daraufgelegt und in den Ambulanzwagen gebracht. Der Arzt und Superintendent Powell stiegen ebenfalls zu.

»Herzmassage«, ordnete der Arzt an. Ein mitgefahrener Sanitäter begann mit der Massage, während der Arzt ein herzstärkendes Mittel in eine Spritze füllte.

Superintendent Powell hatte die Hände zu Fäusten geballt. Er starrte auf John Sinclairs wachsbleiches Gesicht und kam sich ziemlich verloren vor. Er war nicht einmal in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen.

John Sinclair tot? das war unmöglich, das durfte einfach nicht sein. Powell nahm die Brille ab und wischte sich über die Augen. Doch plötzlich zuckte er zusammen.

John Sinclairs Augendeckel hatten sich bewegt.

»Doc«, rief Powell. »Sinclair lebt!«

Der Doktor, der gerade die Spritze fertig hatte, drehte sich um. »Was sagen Sie da?«

»Zum Teufel, seine Augenlider haben geflattert. Sagen Sie dem Fahrer Bescheid. Sofort in die Uniklinik. Ich werde die besten Spezialisten mobil machen, die es gibt. Wenn mich nicht alles täuscht,

ist da eine ungeheure Schweinerei passiert.«

***

Das Haus, in dem Sir William Mansing wohnte, hatte ihm der Staat zur Verfügung gestellt. Es war schon vor 20 Jahren gebaut worden und lag in einer ruhigen Seitenstraße. In den anderen Häusern wohnten ebenfalls fast nur Staatsdiener, und so kam es, daß diese Straße im Volksmund nur Beamtenallee genannt wurde.

William Mansing war Junggeselle und hatte auch vor, es bis an sein Lebensende zu bleiben. Den Haushalt versorgte eine Aufwartefrau, und was sonst noch anfiel, konnte der Staatsanwalt allein bewältigen. Außer seinem Beruf hatte er noch ein Hobby: Er sammelte Münzen. Allerdings nur aus Europa.

Diesem Hobby frönte er schon 20 Jahre, und er galt unter den Numismatikern als anerkannter Fachmann.

Mansing fuhr einen dunklen Mercedes 250 SE. Der Wagen war schon acht Jahre alt, lief aber immer noch wie geschmiert.

Die kleine Straße war nicht vom Schnee geräumt worden, und aus diesem Grund glich die Fahrbahn schon mehr einer Rutschbahn. Entgegenkommenden Wagen auszuweichen, glich einem Glücksspiel.

Trotzdem schaffte William Mansing es, unbeschadet zu seinem Haus zu gelangen. Er fuhr den schmalen Weg zur Garage hin, stieg aus und öffnete das Tor. Mit quietschendem Geräusch klappte es hoch.

»Na, haben Sie es auch ohne Unfall geschafft?« rief William Mansing ein Nachbar zu, der einen leitenden Posten im Verkehrsamt hatte.

»Es ging gerade noch«, meinte Mansing und stieg wieder in seinen Wagen. Er mochte den Nachbar nicht besonders. Seiner Meinung nach gab er zuviel an.

Eine Minute später klappte Mansing das Garagentor wieder zu. Der neugierige Nachbar war zum Glück verschwunden.

Durch den kleinen Vorgarten ging Mansing auf die Haustür zu. Er holte den Schlüssel aus der Manteltasche und wollte ihn gerade ins Schloß führen, als er stutzte.

Wenn er nun schon im Haus auf dich lauert? sagte eine innere Stimme. »Quatsch«, knurrte Mansing, schüttelte den Kopf und schloß auf. Er machte Licht und zog seinen Mantel aus.

Der Flur war eng. Direkt neben der Tür führte eine schmale Treppe in die obere Etage.

Mansing ging in den Living-room, den er sich als Arbeitszimmer eingerichtet hatte. An der Wand tickte eine Uhr. Es war ein altes Modell aus der Schweiz, das Mansing für viel Geld erstanden hatte.

Automatisch fiel sein Blick auf das Zifferblatt.

19 Uhr war schon vorbei.

Also war der Oberinspektor auch nicht pünktlich. Mansing schob die

Verspätung auf die schlechten Wetterverhältnisse. Er drehte die Heizung höher, goß sich einen dreistöckigen Whisky ein und ließ sich in seinen bequemen Ohrensessel fallen.

Die Zeit verging.

Still war es im Haus. Draußen fiel der Schnee in einem dichten, weißen Schleier. Geräusche wurden verschluckt, und Mansing kam sich vor wie in einem Traumland.

Langsam wurde der Staatsanwalt nervös. Nicht daß er Angst gehabt hätte, aber er hatte fest mit John Sinclairs Besuch gerechnet. Mansing trat an seinen Schreibtisch, zog die oberste linke Schublade auf und holte eine Pistole hervor.

Nachdenklich sah er auf die Waffe. Konnte sie ihn schützen?

Mansing ließ die Pistole in seiner Rocktasche verschwinden. Das Gewicht der Waffe zog die Jacke nach rechts.

Mansing stellte den Fernsehapparat an. Es liefen gerade die Nachrichten.

William Mansing zündete sich eine Zigarette an und nahm auch noch einen Schluck Whisky.

Die Nachrichten bekam er nur am Rande mit. Seine Gedanken kreisten um die folgende Nacht.

Doch plötzlich horchte Mansing auf. Der Sprecher griff gerade zu einem neuen Blatt und sagte: »Wie wir soeben erfahren haben, ist der bekannte Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard einem Mordanschlag zum Opfer gefallen. Zeugenaussagen zufolge…«

William Mansing hörte die weiteren Worte nicht mehr. Die Zigarette war ihm aus den Fingern gefallen und verbrannte den teuren Teppich. Es interessierte Mansing nicht mehr. Denn plötzlich hatte er Angst.

Für ihn gab es keinen Zweifel, wer hinter dem Mord steckte. Und der nächste auf der Liste des Phantoms war er…

***

Bill Conolly sprang aus seinem Sessel hoch, als wäre eine Sprengladung explodiert. Mit ungläubigem Blick starrte er auf den Fernsehapparat. Schockartig hatte ihn die Nachricht des Sprechers getroffen.

John Sinclair tot!

Unmöglich!

»Sheila.« Bill wollte den Namen seiner Frau rufen, doch nicht einmal ein Krächzen drang aus seiner Kehle. Das Fernsehbild verschwamm vor seinen Augen, die Knie wurden weich wie Pudding.

Bill fiel wieder in den Sessel. Automatisch drückte er die Aus Taste der Fernbedienungsanlage. Das Bild verlosch.

John Sinclair tot! Bill Conolly konnte das einfach nicht glauben. Wenn es tatsächlich der Fall war, warum hatte man ihn dann nicht

angerufen? Es war doch bekannt, daß er Johns bester Freund war. Andererseits, weshalb sollte der Nachrichtensprecher eine Lüge verbreiten? Mit solchen Dingen spaßt man wirklich nicht.

Die Whiskyflasche stand in greifbarer Nähe. Mit zitternden Fingern kippte sich Bill einen Dreifachen ein. Danach leerte er das Glas in einem Zug.

»Aber Bill, was ist denn los mit dir? Entwickelst du dich langsam zum Säufer?«

Sheila Conolly stand im Türrechteck. Sie hielt eine Illustrierte unter dem Arm und sah ihren Mann verwundert an.

Bill stellte das Glas weg und drehte sich im Sessel.

»Himmel, Bill, du bist ja ganz blaß. Was ist denn geschehen?« Sheila ließ die Illustrierte fallen und lief auf ihren Mann zu. Mit beiden Händen umfaßte sie seinen Kopf.

Bill Conolly mußte zweimal ansetzen, ehe er sprechen konnte. Dann preßte er nur drei Worte hervor. »John ist tot!«

»John Sinclair?«

Bill nickte.

Sheila lachte, doch dieses Lachen klang eine Spur zu schrill. Auch sie hatte diese Nachricht getroffen, obwohl sie es noch längst nicht glaubte.

»Nun mal ganz ruhig, Bill. Woher weißt du, daß John tot ist?«

Der Reporter setzte zweimal an, ehe er antwortete. »Der Sprecher hat es während der 20-Uhr-Nachrichten durchgegeben. Demnach kann es kaum noch einen Zweifel geben.«

Jetzt wurde auch Sheila richtig bewußt, was ihr Mann da gesagt hatte.

»Nein«, flüsterte sie und barg den Kopf in beide Hände. »Das kann doch nicht stimmen. Bill, du bist einer Fehlmeldung aufgesessen. Sag, daß es nicht wahr ist, Bill. Sag es!«

Der Reporter hob nur die Schultern.

Automatisch strich er über Sheilas blondes Haar. Dann sagte er: »Ich werde beim Yard anrufen.«

Bill Conolly stemmte beide Hände auf die Sessellehnen und stand auf. Seine Schritte waren schleppend, als er zum Telefon ging. Mit zitternden Fingern wählte er die Nummer und räusperte sich erst die Kehle frei, ehe er sprechen konnte.

»Hier spricht Conolly. Bitte verbinden sie mich mit Superintendent Powell.«

»Tut mir leid, Sir, aber Superintendent Powell ist im Augenblick nicht zu erreichen.«

Bill preßte die Lippen zusammen. Das hatte er sich fast gedacht. Bestimmt wußte der Mann an der Telefonzentrale auch nichts über Johns Schicksal, aber Bill fragte trotzdem.

»Wissen Sie, was mit Oberinspektor Sinclair geschehen ist? Ich hörte in den Nachrichten, daß…«

»Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben, Sir«, sagte der Mann. »Haben Sie sonst noch Fragen?«

»Nein, vielen Dank. Schon gut.«

Bill legte den Hörer auf.

»Und?« Sheila sah ihren Mann aus großen Augen an.

»Sie wollen keine Auskunft geben. Anscheinend stimmt die Sache doch. Aber verdammt noch mal, ich glaube es nicht eher, als bis ich Johns Leiche mit eigenen Augen gesehen habe. Und ich werde hier auch nicht untätig herumsitzen. Ich weiß zufällig, an welchem Fall John zuletzt gearbeitet hat. Es ging um das Phantom von Soho. Ich habe dir die Geschichte doch erzählt, Sheila. Dieser Kerl hat gedroht, die Leute umzubringen, die damals vor fünf Jahren maßgeblich an seiner Verurteilung beteiligt waren. Mit dem pensionierten Richter hat er angefangen. Als zweiter stand der Staatsanwalt auf seiner Liste. Ich glaube, zu dem wollte John heute hin. Er heißt Mansing, William Mansing:«

Bill hatte schon während der letzten Worte das Telefonbuch aufgeschlagen und Mansings Nummer herausgesucht. Sheila war neben ihren Mann getreten und sah zu, wie Bills Finger die Wählscheibe drehten.

»Verdammt, besetzt«, sagte Bill Conolly.

»Und jetzt?« fragte Sheila leise.

Bill blickte seine Frau an. Er sah, daß sie verweinte Augen hatte. »Ich fahre zu Mansing.«

»Bill!« Sheila krallte ihre Finger in Bill Conollys Hemd. »Fahr nicht, Bill, Bitte. Wenn dieses Phantom John wirklich umgebracht haben sollte, dann ist es gefährlicher als alle bisherigen Gegner. Sogar noch schlimmer als Doktor Tod. Du kannst es nicht schaffen. Bleib hier und überlasse es anderen.«

Bill Conolly schüttelte den Kopf. »Nein, Sheila, das werde ich nicht. John ist mein Freund, und ich…«

»Du sprichst, als würde er noch leben, Bill.«

»Ich habe dir doch gesagt, solange ich nicht seine Leiche gesehen habe, glaube ich nicht daran, daß John tot ist. So, und jetzt werde ich fahren. Dieses verdammte Phantom soll nur kommen. Ich werde ihm schon die Zähne zeigen.«

***

William Mansing war wie vor den Kopf geschlagen. Der Mann, der ihn schützen sollte, war tot.

Das Phantom hatte gesiegt!

Für Mansing gab es keinen Zweifel, daß nur das Phantom von Soho

den Mord auf dem Gewissen haben konnte. Und wenn sich ein Mann wie John Sinclair schon nicht dagegen wehren konnte, hatte er erst recht keine Chance.

Mansing stöhnte aufs Aber so einfach ließ er sich nicht umbringen. Nein, er mußte etwas unternehmen.

Polizeischutz! Wie ein Blitz zuckte dieser Gedanke in seinem Hirn auf.

Aber war es nicht schon zu spät? Vielleicht war das Phantom schon im Haus?

Mansing sprang aus seinem Sessel. Mit flackerndem Blick sah er sich in seinem Arbeitszimmer um. Jede dunkle Ecke kam ihm verdächtig vor. Mansings Finger legten sich um das kühle Metall seiner Pistole. Er wurde etwas ruhiger, trat an das Telefon und legte die Waffe daneben, während er wählte.

»Hier Mansing«, rief er in den Hörer, als auf der anderen Seite abgehoben wurde. »Verbinden Sie mich augenblicklich mit Superintendent Powell.«

»Tut mir leid, Sir, aber Superintendent Powell ist im Moment nicht zu erreichen.«

Mansing holte tief Luft. Er wollte sich nicht so einfach abspeisen lassen. »Dann geben Sie mir den Stellvertreter!« brüllte er los. »Was glauben Sie, mit wem Sie hier reden. Hier spricht Staatsanwalt Doktor Mansing. Und kein dummer Junge.«

»Moment, Sir.«

Es knackte ein paar Mal in der Leitung, und Mansing hatte Zeit, sich, den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Er bekam den Chef der Einsatzleitung, Oberinspektor Torring, an den Draht. Mansing kannte ihn flüchtig.

»Hören Sie zu, Oberinspektor«, sagte er. »Ich brauche Polizeischutz. Mein Leben wird von einem wahnsinnigen Mörder bedroht. Es ist der Killer, der auch Oberinspektor Sinclair auf dem Gewissen hat. Wenn Sie einen weiteren Mord verhindern wollen, dann kommen Sie so schnell wie möglich mit Ihren Leuten. Ich gebe Ihnen jetzt die genaue Anschrift durch.«

Mansing sagte seine Adresse und verlangte nochmals, daß sich die Beamten beeilen sollten.

»Sir, ich kann nicht mehr als zwei Leute abstellen«, bekam er zur Antwort. »Die Beamten sind im Einsatz. Es ist vor einigen Minuten eine Bombendrohung eingegangen, und wir müssen uns darum kümmern.«

Mansing holte tief Luft. Auch das noch. »Wann können Ihre Beamten denn bei mir sein?«

»Ich muß sie erst abziehen, Sir. Das kann noch mindestens eine Stunde dauern. Sie müssen das verstehen, Sir.«

»Ja, schon gut. Ich habe verstanden. Ich hoffe nur, daß es dann nicht zu spät ist.«

»Haben Sie denn eine Waffe, Sir?« fragte der Oberinspektor.

»Ja. Aber glauben Sie, ich kann damit einen Geist erschießen? Mann, Torring, Sie sind vielleicht lustig.«

William Mansing unterbrach das Gespräch. Er nahm wieder seine Pistole und trat ans Fenster.

Der Staatsanwalt preßte sein Gesicht gegen die Scheibe. Wenn der Killer nun schon draußen lauerte und sich über seine verzweifelten Bemühungen lustig machte?

Mansings Augen versuchten, die Dunkelheit zu durchdringen. Doch es war unmöglich. Noch immer rieselte ein weißer Schneevorhang vom Himmel und beschränkte die Sicht auf ein paar Schritte.

William Mansing begann plötzlich zu laschen. Er, der sich nie von einem Gangsterboß hatte unterkriegen lassen, spürte, was es heißt, Angst zu haben. Ja, er hatte hundsgemeine Angst vor diesem gefährlichen Killer. Noch vor wenigen Stunden hatte er über Oberinspektor Sinclairs Warnungen gelacht, und jetzt bereitete er sich schon innerlich auf seinen Tod vor.

Wie oft hatte man sein Leben schon auslöschen wollen, doch Mansing hatte sämtliche Attentatsversuche überstanden.

Ein kompakter Schatten fegte vor seinem Fenster herab. Mansing sprang unwillkürlich einen Schritt zurück, riß die Pistole hoch.

Als er das Klatschen hörte, begann er zu lachen. Vom schrägen Dach des Hauses hatte sich der Schneematsch gelöst und war zu Boden gefallen.

Und er hatte schon gedacht, der Mörder wäre gekommen. Seine Nerven waren wirklich nicht mehr die besten.

Hastig steckte er sich eine Zigarette an. Seine Augen waren rotumrändert, der Rauch brannte. Irgendwann kam Mansing der Gedanke an sein Testament. Er hatte es noch gar nicht gemacht. Wenn er jetzt starb, würden sich einige entfernte Verwandte um sein Vermögen und um die Münzsammlung reißen.

Ein Wagen kam die kleine Straße hinaufgefahren. Mansing sah die Scheinwerfer wie übergroße Augen aus dem Schneevorhang auftauchen.

Der Fahrer fuhr langsam, es schien so, als suche er etwas.

Der Staatsanwalt dachte an die beiden Polizisten, die man zu ihm abstellen wollte. Sollten sie tatsächlich schon eingetroffen sein?

Es sah so aus. Der Wagen hielt vor seinem Haus. Die Scheinwerfer verlöschten.

Eine Tür klappte zu.

Noch konnte Mansing nicht erkennen, wer ausgestiegen war, doch dann sah er die Umrisse eines hochgewachsenen Mannes. Der

Unbekannte ging mit raschen Schritten durch den Vorgarten, und Sekunden später hörte Mansing die Klingel.

Im ersten Augenblick wollte der Staatsanwalt nicht öffnen. Er kannte den Mann nicht. Aber vielleicht war es ein Bote von Oberinspektor Torring, der ihm etwas ausrichten sollte. Mansing kam plötzlich der Gedanke an die Schutzhaft. Sicher, warum hatte er sich nicht in Schutzhaft begeben. Alles wäre viel leichter gewesen. Aber was nicht war, konnte man ja noch nachholen.

Wieder schellte es.

Mansing steckte die Waffe in die Rocktasche und ging zur Tür.

»Wer ist da?« fragte er sicherheitshalber.

»Mein Name ist Bill Conolly. Ich bin der Freund von Oberinspektor Sinclair. Bitte, machen Sie auf, Sir.«

»Augenblick.«

William Mansing schloß auf und zog auch die Sicherheitskette zur Seite. »Guten Abend, Sir«, sagte Bill höflich und trat ein.

Mansing musterte den Ankömmling mit einem kurzen, aber alles umfassenden Blick.

Bill Conolly war ein Typ, der Vertrauen einflößte. Er war hochgewachsen, braungebrannt und hatte dichtes schwarzes Haar. Seine blauen Augen blickten kühl und ehrlich.

Der Reporter reichte William Mansing die Hand. »Ich weiß, was vorgefallen ist«, sagte er zur Begrüßung. »Und ich werde versuchen, John Sinclairs Aufgabe zu übernehmen.«

Mansing schloß die Tür. »Aber bitte, kommen Sie doch herein.« Er führte Bill ins Arbeitszimmer und bot ihm einen Platz an, den der Reporter dankend annahm.

»Ich verstehe nicht, Mister Conolly, wieso Sie sich um die Aufgaben der Polizei kümmern. Entschuldigen Sie mein Mißtrauen, aber so etwas ist zumindest ungewöhnlich.«

»Da haben Sie recht«, gab Bill Conolly zu. »Aber zwischen John Sinclair und mir bestand zuerst eine Partnerschaft, die sich hinterher zur echten Freundschaft entwickelt hat. Ich habe den Oberinspektor bei den meisten seiner Einsätze begleitet, und ich habe sogar meine. Frau während eines geheimnisvollen Falles kennengelernt. Aber das gehört nicht hierher. Es war auch nur zur Information gedacht, damit Ihr berechtigtes Mißtrauen aus der Welt geschafft wird.«

»Sie wissen ja, was passiert ist, Mister Conolly?«

Bills Gesicht war sehr ernst, als er zustimmend nickte. »Ich weiß es, Sir. Aber ich kann mir noch immer nicht vorstellen, daß John wirklich tot sein soll. Ich bin nicht mehr dazu gekommen, genau zu recherchieren, aber so einfach macht es John Sinclair keinem Gegner.«

»Wie wollen Sie sich denn gegen eine Kugel aus dem Hinterhalt schützen?« stellte Mansing die Frage.

»Man kann sich nicht gegen eine Kugel aus dem Hinterhalt schützen. Aber Sie vergessen, Sir, daß wir es hier nicht mit normalen Gangstern zu tun haben, sondern mit Phänomenen, die unserem Verstand unbegreiflich sind. Dämonen und Geister schießen nicht mit Kugeln.«

»Dann halten Sie Monty Parker also für einen Geist?« fragte der Staatsanwalt.

»Nein.«

»Dann raus mit der Sprache.«

»In Monty Parkers Fall beruht die Entstehung eines Doppelkörpers auf Schwarzer Magie. Das Phantom von Soho muß – soviel ich weiß – mit dem Teufel einen Pakt geschlossen haben. Wir müßten diesen Pakt durch einen Gegenzauber lösen, um den Zweitkörper ein für allemal in die Dimensionen des Wahnsinns zu verbannen.«

William Mansing schaute Bill ungläubig an.

Der Reporter lachte. »Zugegeben, das hört sich ziemlich märchenhaft an, aber verlassen Sie sich darauf, Sir, bei gewissen Dingen muß der menschliche Verstand mal zurückstehen. Wir müssen uns dann gewisser Mittel bedienen, die uralt sind, und doch nichts von ihrer Wirkung verloren haben.«

»Trauen Sie sich das denn zu, Mister Conolly?«

Bill lächelte. »Ich hatte einen guten Lehrmeister, Sir.«

»Und wie wollen Sie das machen?«

»Wir werden eine magische Falle bauen, in der sich Monty Parkers Geist verfängt. Durch eine Beschwörung wird es uns dann hoffentlich gelingen, ihn dorthin zu treiben, wo sein Platz ist.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr«, sagte der Staatsanwalt. »Wann fangen wir an?«

»Am besten sofort.«

»Das geht noch nicht, Mister Conolly.«

Sir Mansing war am Fenster stehengeblieben und zeigte mit dem Finger gegen die Scheibe. »Mein amtlich angeordneter Polizeischutz kommt. Ich hatte Oberinspektor Torring angerufen und darum gebeten.«

»Dann bin ich ja beruhigt«, sagte Bill, der sich gelassener gab, als er in Wirklichkeit war. John Sinclairs Schicksal ging ihm doch an die Nerven. Er hätte wer weiß was darum gegeben, wenn der Oberinspektor jetzt hier gewesen wäre.

Die Männer waren gerade in Mansings Arbeitszimmer zurückgekehrt, als das Telefon läutete.

Mansing hob ab, lauschte ein paar Sekunden und übergab Bill dann den Hörer. »Es ist für Sie, Mister Conolly. Ihre Frau.«

»Ja, Sheila, was gibt's?«

»Bill! Superintendent Powell hat mich soeben angerufen. Man hat John in die Universitätsklinik gebracht.«

»Ja und?« Bill spürte plötzlich, wie sein Herz schneller schlug. »Laß dir doch nicht jedes Wort aus der Nase ziehen.«

»John lebt, Bill.«

Der Reporter atmete auf. »Ich habe es ja gewußt.«

»Aber John liegt in einer Art Starre, für die man bis jetzt noch keine Erklärung gefunden hat. Die bekanntesten Spezialisten bemühen sich um ihn. Es steht noch nicht fest, ob sie es überhaupt schaffen, John aus dieser Starre wieder herauszuholen. Bill, es ist so schrecklich.« Sheila begann wieder zu weinen.

»Beruhige dich, Darling«, sagte Bill Conolly. »Es wird schon alles wieder gut werden. So leicht ist ein John Sinclair nicht totzukriegen.«

»Das sagst du so.«

»Nein, davon bin ich fest überzeugt. Und noch etwas Sheila. Ruf mich an; wenn es was Neues gibt.«

»Ja, mach ich, Bill. Und gib auf dich acht. Denk an John.«

»Klar, Sheila. Kopf hoch.« Bill Conolly legte auf.

»Ihrem Gesicht nach zu urteilen, haben Sie eine gute Nachricht bekommen«, sagte William Mansing.

»Teils – teils. Erst mal, John Sinclair lebt.«

Die Augen des Staatsanwalts weiteten sich ungläubig.

»Ja«, sagte Bill, »es ist kein Witz. Allerdings liegt er in einer todesähnlichen Starre, die selbst für die Ärzte ein Rätsel ist. Sie hoffen jedoch, daß sie John Sinclair durchbekommen.«

»Das glaube ich doch«, sagte William Mansing zuversichtlich. »Die Wissenschaft ist heute so weit fortgeschritten, daß sie fast jedes Problem lösen kann.«

»Aber auch nur fast«, erwiderte Bill. »Manchmal ist die Schwarze Magie stärker.«

Bill blickte auf seine Armbanduhr. Es ging schon auf 22 Uhr zu.

»Wissen Sie was, Mister Conolly«, sagte der Staatsanwalt plötzlich.

»Nein.«

»Ich glaube, der Posten draußen vor der Tür kann wegfahren. Er nützt uns nichts. Wenn wirklich etwas geschieht, dann in diesem Haus. Oder was meinen Sie, Mister Conolly?«

»Sie haben recht, Sir. Der Mann kann uns nicht viel nützen. Soll ich ihm Bescheid sagen?«

»Wenn Sie so freundlich sein wollen.«

»Okay, ich gehe dann.«

Bill zog sich seinen Mantel über und öffnete die Haustür. Es schneite noch immer, war aber etwas wärmer geworden und die Flocken dicker und wäßriger.

Der Schnee pappte unter Bills Fußsohlen. Der Polizist hatte seinen Wagen zwischen zwei Bäumen auf dem Bürgersteig geparkt. Bill rutschte durch das kleine Vorgartentor und ging auf den Wagen zu.

Sein eigener Porsche war kaum noch zu sehen. Über ihm wölbte sich ein dicker Schneehaufen.

Der Polizist saß hinter dem Lenkrad. Sein Hinterkopf lehnte an der Nackenstütze. Anscheinend war der gute Mann eingeschlafen.

Bill klopfte gegen die Scheibe.

Der Beamte rührte sich nicht.

»He, Mann, wachen Sie auf.«

Wieder keine Reaktion.

Bill Conolly beschlich ein ungutes Gefühl. Er holte seine Kugelschreiberlampe aus dem Jackett und ließ den feinen Strahl gegen die Scheibe blitzen, die er vorher vom Schnee befreit hatte.

Da sah Bill das Blut!

Der Polizist konnte nie mehr eine Antwort geben.

***

Die kleine weiße Tablette rollte aus dem Röhrchen auf Superintendent Powells Handfläche. Der Mann nahm die Pille zwischen Daumen und Zeigefinger und schob sie zwischen die Zähne. In Ermangelung von Wasser kaute er mit säuerlichem Gesicht auf der Tablette herum und schluckte sie dann mit Todesverachtung herunter.

Das war schon die fünfte Tablette, die an diesem Abend den Weg in Powells Magen gefunden hatte. Seitdem der Superintendent die Nachricht bekommen hatte, daß John Sinclair ›tot‹ sei, hatte sein Magen verrückt gespielt.

Drei Ärzte kämpften um Sinclairs Leben. Unter anderem auch ein Toxikologe, ein Mann, der sich mit Giften beschäftigte. Die seltsame Starre des Geisterjägers konnte nur von einem Gift herrühren.

Superintendent Powell saß auf dem Gang. Mehrere Wartebänke standen nebeneinander. Sie waren braun gestrichen, kontrastierten zu den grünen Wänden. Eine Normaluhr tickte über der Tür, die zum OP führte, in dem die Ärzte jetzt um John Sinclairs Leben kämpften.

Vor einigen Minuten hatte Superintendent Powell bei den Conollys angerufen, um die beiden über den gegenwärtigen Stand zu informieren. Daß der Reporter bei dem Staatsanwalt war, beruhigte ihn, denn er hätte nicht gewußt, wer sich um Mansing kümmern sollte. Die Terroraktion am Hauptbahnhof hatte alles durcheinandergeworfen.

Eine hübsche Krankenschwester kam mit einem Teewagen den Gang entlanggefahren. Sie gehörte zur Station und wußte, wer Superintendent Powell war.

Vor Powell hielt sie den Wagen an. »Möchten Sie auch einen Schluck, Sir?«

»Ja, wenn Sie etwas übrig haben, Schwester.«

»Aber natürlich.« Die Schwester lächelte und schenkte eine Tasse ein.

Powell leerte sie in einem Zug. »Sagen Sie, Schwester. Hat der Mann dort im OP noch eine reelle Chance? Ich meine, Sie sind doch auch nicht erst seit drei Tagen hier. Sie kennen doch den Laden.«

»Eine Chance gibt es immer, Sir. Man, hat dem Patienten den Magen leergepumpt, Blutuntersuchungen gemacht und was weiß ich noch alles.«

»Aber dieses verdammte Gift…«

»Es ist analysiert worden, Sir!«

»Was?« Powell sprang auf. »Dann ist ja alles wieder in Ordnung.«

»Nein, Sir, noch nicht. Der Name des Giftes ist zwar bekannt. Allerdings fehlt uns bisher das Gegengift, um die Wirkung des ersten Giftes aufzuheben.«

Powell sank wieder auf die Besucherbank zurück. »Verdammt«, knurrte er, und prompt mußte er wieder eine Magentablette nehmen. Er spülte sie mit einem Schluck Tee hinunter.

Die Schwester mußte weiter, und so war Powell wieder mit seinen trüben Gedanken allein.

Unerbittlich rückte der Uhrzeiger weiter vor. Noch wenige Minuten, dann war es 22 Uhr. Nur noch zwei Stunden bis Mitternacht.

Um Mitternacht hatte das Phantom von Soho schon einmal zugeschlagen. Aus dem Autopsiebericht ging eindeutig hervor, daß der ehemalige Richter Sir Hugh Crayton um Mitternacht gestorben war. Sollte Mansing das gleiche Schicksal widerfahren? Und war Bill Conolly überhaupt in der Lage, den Staatsanwalt zu schützen?

Selten hatte Superintendent Powell so pessimistisch in die Zukunft gesehen. Immer wenn er unmittelbar an einem Fall beteiligt war, spielten seine Nerven oder sein Magen verrückt.

Die Tür des OP schwang zurück. Professor Gardener, der Toxikologe, betrat den Gang.

»Ah, Sie sind ja noch immer hier, Superintendent«, sagte der Spezialist, hob seinen grünen Kittel hoch und suchte in der Hosentasche nach Zigaretten.

Er fand ein zerknautschtes Päckchen. »Ich brauch mal eine Zigarette«, sagte er und strich seinen buschigen Schnauzbart in Richtung der beiden Mundwinkel.

»Sagen Sie, Professor, hat John Sinclair eine Chance?« Powells Frage klang drängend. Es war zu spüren, welche Angst er um seinen besten Mann hatte.

Professor Gardener stieß den Rauch durch die Nase aus. »Er hat eine Chance«, erwiderte er. »Wir haben das Gift analysiert, und augenblicklich sind wir dabei,, das entsprechende Gegengift herzustellen. Der Destillationsvorgang dauert etwa noch eine halbe Stunde. Wenn dieses Mittel allerdings versagt, weiß ich auch keinen Rat mehr.«

Powell nickte verdrossen. Dann fragte er: »Was ist das für ein Gift gewesen, das man Sinclair eingegeben hat?«

»Ein Pflanzengift. Wir kennen es hier gar nicht. Es stammt aus Südamerika und wird von den Eingeborenen benutzt. Ich habe vor zwei Jahren einmal eine Reise nach Brasilien gemacht und die indianischen Gifte dort studiert. Daher ist mir dieses Toxin auch bekannt. Es hat allerdings einige Zeit gedauert, bis ich herausgefunden hatte, womit man den Inspektor vergiftet hat.«

»Bleibt die Frage offen, wie ein Mann, der in seiner Zelle sitzt, an dieses Gift herangekommen ist.«

»Das herauszufinden, ist Ihre Sache, Superintendent«, sagte der Professor und drückte seine Zigarette in einem an der Wand befestigten Aschenbecher aus.

Dann reichte er Superintendent Powell die Hand. »Wir sehen uns dann später. Ich hoffe, daß ich Ihnen gute Nachrichten bringen kann.«

»Das hoffe ich auch«, erwiderte Powell und versuchte zu lächeln, doch es wurde nicht mehr als eine Grimasse.

***

Bill Conolly spürte den tödlichen Hauch der Gefahr, der ihn streifte. Sein in vielen Kämpfen und Auseinandersetzungen entwickelter Instinkt ließ ihn richtig reagieren.

Bill schnellte zu Seite, stützte sich mit der linken Hand an der Kühlerhaube des Wagens ab und riß seine Pistole hervor.

Das irre Kichern zerrte an seinen Nerven. Vor sich erkannte Bill eine verschwommene Gestalt. Sie hielt ein Messer in der Hand und wurde von den Schneeschleiern fast verschluckt.

»Willst du mich mit einer Kugel töten, du Wahnsinniger?« hörte er eine zischelnde Stimme.

Für Bill gab es keinen Zweifel, daß er es mit dem Phantom von Soho zu tun hatte. Und daß es tatsächlich ein Unding war, wenn er versuchte, den Geist mit einer Kugel umzubringen.

Langsam ließ Bill den Arm mit der Waffe sinken. »Wer bist du?« fragte er halblaut. »Komm und zeige dich!«

»Du wirst mich schon früh genug zu Gesicht bekommen«, erwiderte das Phantom, gerade so laut, daß Bill es noch verstehen konnte. »Die Zeit ist noch nicht reif. Ich komme um Mitternacht und werde William Mansing töten. Niemand kann mich aufhalten, auch nicht eine Armee von Polizisten und erst recht kein billiger Detektiv, wie du wohl einer bist.«

Diesmal liegst du falsch, dachte Bill. Das Phantom hielt ihn für einen Schnüffler, der von dem Staatsanwalt engagiert worden war. Daß Bill in Wirklichkeit mit John Sinclair unter einer Decke steckte, das ahnte das Phantom nicht. Und Bill wollte den Irren auch in seinem Glauben

lassen.

»Ja«, sagte der Reporter, »der Staatsanwalt hat mich zu seinem Schutz angeheuert. Er zahlt mir Geld, viel Geld, dafür.«

»Lohnt es sich auch, für ihn zu sterben?« fragte das Phantom. »Den Tod kann man nicht bezahlen. Du hast noch genau zwei Stunden Zeit, es dir zu überlegen. Bist du um Mitternacht noch im Haus, werde ich dich ebenfalls zur Hölle schicken. Überlege es dir gut, noch hast du Zeit.«

»Und warum mußte der Polizist sterben?« fragte Bill Conolly. »Du hättest ihn am Leben lassen können.«

Das Phantom kicherte wieder. »Es sollte eine Warnung sein. Genauso gut hätte es dich treffen können. Wärst du einige Minuten früher gekommen, dann hätte mein Messer dich durchbohrt. Sie kommen alle an die Reihe. Der Staatsanwalt, die Schöffen und Oberinspektor Sinclair, der einzige, der meine Kreise hätte stören können. Auch bei ihm kenne ich kein Pardon. Nur nehme ich mir ihn als letzten vor. Aber bis es soweit ist, wird John Sinclair keine Zeit mehr haben, in das Geschehen einzugreifen. Ich habe ihn ausgeschaltet. Er wird wehrlos sein, wenn ihn mein Messer trifft.«

Bill deutete wieder auf den toten Polizisten. Mit keinem Wort ließ er sich anmerken, daß ihm John Sinclair ein Begriff war. »Wir müssen die Mordkommission alarmieren«, sagte er. »Der Polizist kann hier nicht bleiben.«

»Doch, er kann!« zischte Monty Parker. »Zwei Stunden sind es nur noch, dann kann die Mordkommission zwei Leichen untersuchen. Vielleicht auch drei, wenn du nicht vernünftig bist.«

Bill versuchte immer noch, das Phantom zu entdecken. Er merkte nicht, daß ihm die Schneeflocken ins Gesicht schlugen und auf seinem Mantel schon eine fingerdicke weiße Schicht lag. Bill hatte sich ganz auf das Phantom konzentriert. Er überlegte fieberhaft, wie er es überwältigen konnte, doch es gab keine Chance.

Wenigstens nicht jetzt und nicht hier.

»Ich werde mich jetzt zurückziehen«, sagte das Phantom. »Denk an meinen Rat und daran, daß ich einen starken Verbündeten habe. Den Teufel.«

Bill steckte seine Waffe weg. Mit müden Schritten ging er auf das Haus zu.

William Mansing erwartete ihn an der Tür. »Himmel, was ist denn mit Ihnen los, Mister Conolly. Sie waren ja fast zehn Minuten draußen. Sie sind ja völlig durchnäßt.«

Bill winkte ab, zog den Mantel aus und fuhr sich mit allen zehn Fingern durchs Haar. Mansing hatte die Tür wieder abgeschlossen. »Und?« fragte er. »Was sagt der Polizist?«

»Nichts, Sir. Er konnte nichts sagen. Er ist tot. Man hat ihn bestialisch

umgebracht.«

Der Staatsanwalt wurde blaß. »Das – das Phantom?« fragte er.

»Ja. Ich selbst habe mit Monty Parker gesprochen und wundere mich, daß ich noch lebe.«

»Mein Gott«, flüsterte der Staatsanwalt, »dann haben wir keine Chance.«

Bill gab darauf keine Antwort.

»Und was haben Sie mit diesem irren Mörder besprochen?«

»Er hat mir den Zeitpunkt Ihres Todes genannt, Sir. Um Punkt Mitternacht sollen Sie sterben, und ich ebenfalls.«

»Sie auch?« staunte der Staatsanwalt. »Aber was haben Sie denn mit der Sache zu tun gehabt?«

»Fragen Sie mal, was der arme Polizist damit zu tun gehabt hatte? Es ist ein Teufelskreis, Sir. Das Phantom scheint mich sogar gut leiden zu können. Es hat mir immerhin ein Chance gegeben. Wenn ich bis Mitternacht verschwunden bin, geschieht mir nichts.«

»Und? Sind Sie darauf eingegangen?« In Mansings Frage lag eine unterdrückte Spannung.

Bill lächelte sparsam. »Nein, ich habe noch nie in meinem Leben gekniffen. Noch haben wir fast 90 Minuten Zeit. Und ich hoffe, daß mir bis Mitternacht etwas einfällt. Außerdem sehe ich da noch eine Chance.«

»Und welche?«

»John Sinclair ist nicht tot. Das steht nun mal fest. Das Phantom sprach von ausgeschaltet. Aber wie ich Superintendent Powell, Sinclairs Chef, kenne, wird der sämtliche Hebel in Bewegung setzen, um John wieder auf die Beine zu bekommen. Und das noch vor Mitternacht.«

»Sie setzen sehr viel auf John Sinclair. Glauben Sie, daß er mehr Chancen hat als wir?«

»Das hoffe ich zumindest«, sagte Bill. »Aber jetzt kommen Sie, Sir, wir werden mal in der Klinik anrufen. Vielleicht erleben wir eine angenehme Überraschung…«

***

»Sie werden am Telefon verlangt, Sir«, sagte die Krankenschwester zu Superintendent Powell. »In meinem Zimmer, bitte.«

»Wer ist es denn?« fragte Powell. Er hatte die Hände in den Taschen seines offenstehenden Mantels vergraben und ging hinter der Schwester her.

»Ein gewisser Mister Conolly.«

»Teufel«, brummte Powell, »hoffentlich ist da nicht auch was passiert.«

Das Aufenthaltszimmer der Schwester war klein. Ein Bett, und an der

Wand hingen Schränke mit Medikamenten. Eine Leuchtstoffröhre spendete Licht.

Das weiße Telefon stand auf einem kleinen Tischchen. Powell meldete sich.

»Das Phantom wird um Mitternacht zuschlagen«, berichtete Bill Conolly. »Es hat mich sogar gewarnt.«

»Erzählen Sie genauer.«

Als der Reporter auf den toten Polizisten zu sprechen kam, wurde Powells Gesicht hart. Das war also schon das zweite Opfer auf der Liste des Phantoms. Andere würden folgen, wenn man diesen Massenmörder nicht endlich dingfest machte.

»Und wie geht es John?« fragte Bill Conolly, nachdem er seinen Bericht beendet hatte.

»Nach wie vor unverändert. Die Ärzte versuchen, was in ihrer Macht steht. Aber haben Sie eine Idee, wie man den Staatsanwalt schützen kann? Ich denke vielleicht an Schutzhaft.«

»Das hätte keinen Sinn, Sir. Monty Parker kann sein Opfer überall packen. Außerdem beobachtet er das Haus. Es wird unmöglich sein, Mansing ungesehen hinauszuschaffen. Nein, Sir, so geht es auf keinen Fall.«

»Und eine andere Lösung fällt Ihnen auch nicht ein?«

»Im Moment nicht.«

Powell atmete geräuschvoll aus. »Eine verdammt miese Situation, das will ich Ihnen mal sagen, Conolly. Wir wissen, daß das Phantom einen weiteren Mord durchführen will, kennen sogar den genauen Zeitpunkt und sind trotzdem machtlos. So ist es doch, oder?«

»Ich kann Ihnen da nicht widersprechen, Sir. Ich setze meine ganze Hoffnung auf John Sinclair.«

»Der Oberinspektor ist auch kein Supermensch. Und außerdem zur Untätigkeit verdammt. Nein, Conolly, wir müssen uns was einfallen lassen. Sie haben oft genug mit Sinclair zusammengearbeitet. Lassen Sie mal Ihre Verbindungen spielen. Es muß doch eine Chance geben, dieses Mordungeheuer zu packen.«

»Sir, einer der Ärzte will Sie sprechen.«

Die Krankenschwester kam aufgeregt in das kleine Zimmer gelaufen.

»Conolly? Hören Sie mich noch?«

»Ja, Sir.«

»Ich muß jetzt Schluß machen. Jemand aus dem Ärzteteam will mit mir reden. Vielleicht hat sich etwas getan.«

»Gut, Sir. Rufen Sie mich dann zurück?«

»Ja.«

Superintendent Powell legte auf. Auf dem Flur wurde er von Professor Gardener erwartet. Die Tür zum OP stand offen.

Powell überlief eine Gänsehaut. Jetzt entschied es sich. Entweder war

John Sinclair tot – oder aber…

Professor Gardener grinste, als er den Superintendenten anblickte. »Da will Sie jemand sprechen, Sir.«

»Sie meinen…« Powell war völlig durcheinander. »Sie meinen Oberinspektor Sinclair?«

»Sehen Sie selbst nach.« Der Professor wischte sich über die Augen. »Ich für meinen Teil genehmige mir jetzt einen anständigen Whisky. Gute Nacht, Sir.«

Powell hörte die letzten Worte schon nicht mehr. Er hatte die Tür des OP bereits erreicht und wollte den Saal gerade betreten, als ihm ein blondhaariger junger Mann entgegenkam. John Sinclair!

Powell konnte den Stein förmlich aufprallen hören, der ihm vom Herzen gerutscht war. Er sah nur John Sinclair an und schüttelte immer wieder den Kopf.

»Sieht so jemand aus, der von den Toten auferstanden ist?« fragte er und drückte dem Oberinspektor die Hand, wie er es noch nie getan hatte.

John verzog das Gesicht. »Mann, Sie haben ja einen Händedruck wie Tarzan«, sagte er und grinste.

Powell zog John auf den Gang. »Jetzt erzählen Sie mal, Oberinspektor. Was war überhaupt los?«

»Ganz einfach, Sir. Ich wollte zu Mrs. Adderly. Sie war jedoch nicht zu Hause. Und als ich mich wieder in meinen Wagen gesetzt hatte, hockte plötzlich jemand hinter mir.«

»Monty Parker.«

»Genau, Sir. Er kitzelte mich mit seinem berühmten Messer am Hals. Ich blieb erst mal ruhig und tat genau das, was er wollte. Wir fuhren in Richtung. Hyde Park, unterhielten uns sogar noch, und ganz nebenher brachte der Bursche mir bei, daß er seine Messerklinge mit einem Langzeitgift präpariert habe. Den Schreck, den ich bekam, können Sie sich vorstellen, Sir. Es half aber nichts. Ein paar Minuten später fiel bei mir die Klappe. Und ich wachte erst auf, als mich einige Kittelträger anstarrten. Als einzige Erinnerung an das Phantom habe ich den Schnitt im Nacken, wo liebe Menschen ein Pflaster drauf geklebt haben.«

»Und wie fühlen Sie sich jetzt, Sinclair?«

»Ich könnte in der Wüste Bäume ausreißen.« Als John Powells zweifelnden Blick bemerkte, sagte er: »Spaß beiseite, ich fühle mich prächtig, wie nach einem Schlaf rund um die Uhr.«

»Dann bin ich zufrieden«, erwiderte Powell. »Ich hatte schon Angst gehabt, daß wir nicht mehr auf Sie zählen können.«

»Dann steht mal wieder das Königshaus in Brand, was?«

»So ungefähr. Das Phantom war in der Zwischenzeit natürlich nicht untätig. Es hat einen Polizisten umgebracht.«

»Aber das hatte doch gar keinen Sinn.«

»Eben. Aber lassen Sie mich der Reihe nach erzählen. Die paar Minuten Zeit haben wir noch. Sie werden sich nur wundern können, John.«

Wenn der Alte ihn mit John ansprach, dachte der Geisterjäger, dann ist wirklich dicke Luft.

Zehn Minuten später wußte er Bescheid. Und jetzt war auch John Sinclairs Gesicht lang geworden.

»Fällt Ihnen vielleicht eine Lösung ein, John?« fragte der Superintendent.

»Im Augenblick nicht. Wie viel Zeit haben wir denn noch?«

Powell blickte auf seine Uhr. »Noch genau 61 Minuten. Dann ist für William Mansing und Ihren Freund Bill Conolly, die Uhr abgelaufen.«

Zur Unterstreichung seiner Worte machte Superintendent Powell die Geste des Halsabschneidens.

»Eine Stunde«, murmelte John Sinclair, »das ist verdammt knapp«, und der Fluch, den John seinen Worten hinterherschickte, der war nicht von schlechten Eltern.

***

»Ihr Aufschlag, Ronny«, sagte die rothaarige Frau ein wenig atemlos, wickelte das Handtuch von ihrem Hals und wischte sich über die Stirn.

Ronald Warren wog den Tennisball auf der linken Handfläche, warf ihn dann ein kleines Stück in die Höhe und schlug zu.

Hart traf der Katzendarm des Schlägers den Ball. Der Ball bekam Fahrt und zog linksseitig angeschnitten über das Netz. Im Gegenfeld tickte er kurz auf und bekam dann einen Drall zur anderen Seite.

Doch die Rothaarige parierte geschickt. Mit der Vorhand schickte sie einen kurz geschlagenen Ball zurück, der dicht hinter dem Netz aufprallte.

Ronald Warren flog dem Ball entgegen, schaffte es aber nicht mehr und schlug ein Loch in die Luft.

Die Rothaarige lachte perlend. Für einen kurzen Moment strich ihre Zunge über die vollen, sinnlichen Lippen, und ein spöttisches Funkeln trat in ihre Augen.

Sie merkte, daß Ronald Warzen sich ärgerte. Wenn er diesen Satz auch noch verlor, war der Abend für ihn vertan. Er hatte nämlich mit der Rothaarigen eine Wette abgeschlossen. Sollte er gewinnen, würde sie die Nacht in seiner Wohnung verbringen. War es aber umgekehrt, konnte Ronald Warren höchstens Trost bei einer Flasche suchen und auf eine Revanche hoffen.

Die Rothaarige spielte Warren gegen die Wand. Er bekam kein Bein mehr auf die Erde und verlor den Satz hoch.

Obwohl Ronald Warren für sein Leben gern Tennis spielte, hatte er an diesem Spätnachmittag kein Glück. Die Rothaarige war erst seit einigen Tagen im Verein. Sie war Französin, kam direkt aus Paris und wirkte auf die männlichen Mitglieder des Tennisclubs wie das rote Tuch auf einen Stier.

Der Verein hatte Geld und konnte daher auch im Winter eine Halle mieten, um seinen Mitgliedern Gelegenheit zum Spielen zu geben.

Ronald Warren war die Frau schon beim erstenmal aufgefallen. Da er immer noch Junggeselle war, kam ihm diese Rothaarige gerade richtig. Heute hatte er sie endlich soweit gehabt, doch da hatte sie das Spiel vorgeschlagen und prompt hatte Ronald Warren verloren.

»Das wär's wohl«, sagte die Rothaarige und warf ihre Tennisbälle einem Balljungen zu. »Sehen wir uns nachher noch?« fragte sie.

»Ich weiß noch nicht«, brummte Warren, dem der Ärger über das entgangene Vergnügen die Galle hochtrieb.

»Dann eben nicht«, sagte die Rothaarige. Im Weggehen rief sie dann noch: »Ich gebe Ihnen selbstverständlich Revanche, Mister Warren. Das ist doch klar. Übrigens bleibt mein Angebot auch bestehen.« Wenig später fiel die Tür der Duschkabine hinter ihr zu.

»Verdammtes Biest«, knurrte Warren. »Aber dich kriege ich noch klein. Warte nur ab.«

Ronald Warren ließ nichts anbrennen. Er war vor einigen Tagen 50 geworden und somit in ein Alter gekommen, in dem man noch alles mitnehmen mußte. Er hatte eine gute Position in einer Stahlfirma, entsprechend dotiert, und danach richtete sich auch sein Leben. Ronald Warren liebte den Luxus. Er mußte immer das Beste haben, und das bezog sich auf die Frauen. Das Penthouse in der Hollen Street war eine Wucht, und er bewohnte es auch erst seit einem Jahr.

Warren sah für sein Alter noch sehr gut aus. Das Haar war grau, wellig und leicht über den Ohren. Ein privates Solarium sorgte immer für die nötige Sonnenbräune. Insgesamt gesehen war Ronald Warren eine sehr gepflegte Erscheinung.

Selbst eine Heiß- und Kaltdusche konnte seinen Ärger über das verlorene Spiel und den somit verpatzten Abend nicht vertreiben. Fünf Minuten blieb Warren unter der Dusche. Dann trocknete er sich ab und föhnte die nassen Haare. Schließlich streifte er den beigen Rollkragenpullover über und stieg in seine Sportkombination. Bevor er nach Hause fuhr, wollte er in der Bar noch einen kleinen Schluck trinken.

Bis auf zwei Männer, die in ein Gespräch vertieft waren, war die Bar leer. Die hufeisenförmige Theke glänzte im Licht der Punktstrahler. Der Mixer langweilte sich und las in einer Zeitung.

Als Ronald Warren auf dem lederbezogenen Hocker Platz nahm, legte er die Zeitung weg, setzte sein Berufslächeln auf, und fragte nach den

Wünschen seines neuen Gastes.
»Einen Manhattan!«
»Sofort, Sir.«
Ronald Warren zündete sich eine Zigarette an, stieß den Rauch durch die Nasenlöcher aus, und da fiel ihm auf einmal ein, daß er den gesamten Tag über noch nicht dazu gekommen war, in eine Zeitung zu sehen.
»Sie gestatten doch«, sagte Warren und griff nach der Zeitung des Mixers.
»Natürlich, Sir.« Der Mixer servierte Warren den Manhattan, was dieser mit einem Kopfnicken quittierte.
Die erste Seite – sie beschäftigte sich mit Politik – überflog Warren nur. Ihn interessierten mehr die Wirtschaftsberichte.
Warren hatte sich inzwischen einen zweiten Manhattan bestellt, als er den Londoner Lokalteil vor sich liegen hatte.
Und da sprang ihm die Schlagzeile ins Auge.
FEIGER MORD AN EINEM EHEMALIGEN RICHTER
Ronald Warren wurde zusehends blasser, als er den Artikel las. Aufgeregt huschte seine Zunge über die spröden Lippen. Was er dort las, ließ ihm die Haare zu Berge stehen.
Richter Hugh Crayton! Als wäre es erst gestern gewesen, so gut konnte er sich noch an den Mann erinnern. Plötzlich sah er die Szene im Gerichtssaal wieder vor sich, den Angeklagten Monty Parker, und er erinnerte sich auch an den Racheschwur, den das Phantom ausgestoßen hatte.
Warren trank hastig sein Glas leer und legte die Zeitung weg. Automatisch zündete er sich eine Zigarette an.
Der Mixer kam und faltete die Zeitung zusammen. Prüfend sah er Warren ins Gesicht. »Ist Ihnen nicht gut, Sir?«
»Wie?«
»Entschuldigen Sie. Ich fragte, ob Ihnen etwas fehlt?«
»Ach so, nein danke, mir geht es prächtig. Geben Sie mir doch die Rechnung.«
Ronald Warren zahlte, nickte dem Mixer gedankenverloren zu und verließ die Bar.
An der Garderobe zog er sich seinen Pelzmantel über. Hier traf er auch die Rothaarige wieder. Sie war ebenfalls im Begriff aufzubrechen. Sie trug eine weiße Pelzjacke und eine flotte, dazu passende Mütze, die das lange rote Haar nicht bändigen konnte. Es floß bis auf die Schultern.
Der kirschrot geschminkte Mund lächelte Ronald Warren an. »Sie nehmen es mir doch nicht übel, Mister Warren, daß ich das Spiel gewonnen habe. Sie müssen wissen, ich war mal Studentenmeisterin. Es ist genau wie beim Schwimmen. Das verlernt man auch nicht.«

Ronald Warren ahnte, daß es ihn nur ein einziges Wort kosten würde, und der Abend war gerettet. Doch jetzt war er nicht in der Stimmung.

»Es tut mir leid«, sagte er und ließ die verdutzte Französin stehen, der so etwas noch nicht passiert war. Wütend stampfte sie mit dem Fuß auf und schimpfte auf die Männer.

Ronald Warren hörte das nicht mehr. Er war bereits nach draußen getreten und ging, so schnell es der fußhoch liegende Schnee erlaubte, auf seinen Jaguar zu.

Dicke weiße Flocken fielen vom Himmel und verzauberten die Grünfläche vor der Tennishalle in eine herrliche Winterlandschaft. Einige Laternen brannten, und in ihrem Licht glitzerte die Schneeoberfläche, als wäre sie mit unzähligen Diamanten übersät.

Hastig befreite Ronald Warren die Scheiben seines Wagens vom Schnee und schloß dann die Tür auf. Aufatmend ließ er sich in den Schalensitz sinken.

Der Motor orgelte dreimal, dann kam er.

Warren drückte die Lichttaste. Zwei gleißende Scheinwerferkegel zerschnitten die Dunkelheit und streiften den Eingang zur Tennishalle. Sekundenlang sah Ronald Warren die Gestalt der Französin, dann setzte er den Wagen rückwärts aus der Parkbucht.

Etwas wie Bedauern machte sich in ihm breit, wenn er an die Frau dachte. Durch sein Benehmen hatte er sich wahrscheinlich alle Chancen verspielt.

Warren fuhr zu seiner Wohnung. Sie lag im nördlichen Soho, nahe des Soho-Square. Dieses Gebiet hatte die Stadt saniert und dort Wohnungen für zahlungskräftige Mieter gebaut.

Als Ronald Warren sein, Penthouse erreichte, war es 20 Uhr. Er fuhr mit dem Privatlift das letzte Stück hinauf und ging anschließend sofort an die Hausbar, um sich einen Drink zu mixen.

Mit dem Glas in der Hand trat er an die große, bis zum Boden reichende Scheibe und schaute über das abendliche London. Unzählige Schneeflocken wirbelten durch die Luft. Früher hatte er sich über den Schnee gefreut, doch heute hatte er andere Sorgen.

Ronald Warren dachte nur noch an den Racheschwur. Haargenau hatte er den Wortlaut im Kopf. Erst sollte der Richter an die Reihe kommen, dann der Staatsanwalt und anschließend die beiden Schöffen. Es war ein höllisches Spiel, was sich das Phantom von Soho ausgedacht hatte.

Fünf Jahre waren vergangen. Fünf lange Jahre, in denen keiner mehr an den Schwur gedacht hatte. Und jetzt traf die Rache des Phantoms um so grausamer.

Warren trank sein Glas leer. Zwei harte Kerben hatten sich um seine Mundwinkel gebildet. Zum Teufel, er wollte nicht sterben. Nicht jetzt,

wo das Leben erst richtig angefangen hatte. Nein, er wollte diesem Phantom die Zähne zeigen. Eigentlich war es doch unmöglich, daß dieser irre Killer den Mord an dem Richter begangen haben konnte. Monty Parker saß schließlich in einer Anstalt. Ausbruchsicher war dieser Komplex, wie man ihm versichert hatte. Nein, da mußte ein anderer dahinterstecken, jemand, der sich die Masche des Phantoms angeeignet hatte.

Warren überlegte. Wie hieß denn nur gleich der Staatsanwalt, der auch auf der Liste des Mörders stand.

»Verdammt noch mal, mir fällt doch der Name nicht ein«, brummte Warren.

Und plötzlich kam ihm die Erleuchtung. Mansing, William Mansing. Und ein Staatsanwalt hatte Telefon.

Ronald Warren hatte schon den dicken Wälzer unter dem Arm, als er stutzte. Nein, wozu sollte er den Staatsanwalt anrufen? Er konnte doch viel besser hinfahren. Solch ein Gespräch war auch immer persönlicher.

Ronald Warren suchte sich nur noch die Adresse aus dem Buch, dann löschte er das Licht und fuhr mit dem Lift nach unten in die Tiefgarage, wo in einer reservierten Box sein flaschengrüner Jaguar parkte.

Ronald Warren ahnte nicht, daß er dem Tod genau in die Arme fuhr!

***

Tief atmete John Sinclair die frische Winterluft ein. Sie tat ihm gut, belebte den Kreislauf…

Superintendent Powell stand neben seinem Oberinspektor und hatte die Hände in den Manteltaschen vergraben. Als grauweiße Wolke stand der Atem der beiden Männer vor ihren Lippen. Die Temperatur war zwar etwas gestiegen, doch ein naßkalter Wind pfiff von Westen und schnitt wie mit Messern durch die Kleidung.

»Ich habe Ihren Wagen zur Klinik fahren lassen«, sagte Powell. »Kommen Sie, er steht auf dem Parkplatz.«

Die beiden Männer setzten sich in Bewegung. Dicke, wäßrige Schneeflocken klatschten in ihre Gesichter. Parallel zur Klinik führte eine Straße entlang. Die fahrenden Wagen tauchten wie Geister aus einer anderen Welt aus dem Schneegestöber auf.

»Wir müssen diesen Irren einfach stoppen«, sagte Powell. »Und die Zeit rinnt uns zwischen den Fingern hindurch.«

John hob als Antwort nur die Schultern. Er fror. Sein Mantel lag im Wagen, und das Jackett hielt so gut wie keinen Wind ab.

Der Bentley war unter einem Schneeberg vergraben. Sogar Powell half mit, den Wagen von der weißen Schicht zu befreien. John kratzte die Scheiben blank.

Superintendent Powell putzte umständlich seine Brille, als er auf dem Beifahrersitz Platz nahm. Sein Gesicht hatte einen sorgenvollen Ausdruck angenommen.

»Gibt es denn keine Möglichkeit mehr, zum Teufel?« blaffte er. »Ich setze sämtliche Hebel in Bewegung, aber wir müssen diesen verdammten Killer fangen.«

John hatte sich eine Zigarette angezündet und blies den blaugrauen Rauch gegen die Frontscheibe. Es war ihm anzumerken, wie sehr er über eine Lösung nachgrübelte.

»Wir müssen verhindern, daß Monty Parker wieder in seinen eigentlichen Körper zurückkehren kann«, murmelte John versonnen, »dann können wir ihn durch eine Beschwörung in das Reich der Hölle zurückschicken. Es steht doch fest, daß Monty Parker einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hat.«

»Natürlich«, erwiderte Powell. »Aber sehen Sie denn da einen Weg?«

»Vielleicht.«

»Was heißt das?« Superintendent Powell wandte John das Gesicht zu.

»Wir müssen zurück in die Klinik.«

»Und dann?«

»Wir werden Monty Parker ein geweihtes Kreuz auf die Brust legen. Dann wird es dem Zweitkörper nicht mehr gelingen, in die Hülle zurückzukehren.«

Powells Blick war zweifelnd. »Glauben Sie an den Erfolg, Oberinspektor?«

»Dann hätte ich die Möglichkeit nicht vorgeschlagen. Es ist wirklich die einzige Chance. So, wir dürfen keine Minute mehr verlieren. Leiten Sie bitte alles in die Wege.«

Während John startete, griff Superintendent Powell bereits zum Autotelefon. Er verlangte eine Verbindung mit dem McCarthy – Sanatorium.

Anscheinend war Dr. Conrad von dem Besuch nicht gerade begeistert, das konnte man Powells Antworten ohne weiteres entnehmen. Als Powell schließlich mit einer dienstlichen Verfügung drohte, gab sich der Direktor geschlagen.

»Alles klar«, meinte der Superintendent und lehnte sich im Sitz zurück.

John Sinclair fuhr so schnell es ging. In manche Kurven rutschte er hinein, doch mit sicherem Gegenlenken fing der Geisterjäger den Bentley immer wieder ab.

Und die Minuten verrannen.

Als John Sinclair in den kleinen Waldweg vor dem Sanatorium einbog, war es wenige Minuten vor ½ 12. Noch eine knappe halbe Stunde bis Mitternacht.

Johns Gesicht glich einer Maske aus Konzentration. Er sprach kein

Wort, sondern achtete nur auf die Fahrbahn, auf der sich an manchen Stellen Eisschichten gebildet hatten.

***

Direktor Doktor Conrad hatte schon alles vorbereitet. Als sie vor den Mauern des Sanatoriums hielten, brauchte John nur kurz auf die Hupe zu drücken, und ihnen wurde geöffnet.

Direktor Conrad erwartete sie in der Eingangstür. Er begrüßte Superintendent Powell mit ausgesuchter Höflichkeit, während er für John nur ein knappes Kopfnicken übrig hatte.

»Haben Sie das Kreuz besorgt?« fragte der Oberinspektor.

Conrads Gesicht verschloß sich. »Ja, ich habe es besorgt. Aber fragen Sie mich nicht, unter welchen Schwierigkeiten. Der Wächter unserer Leichenhalle ist ein sehr gläubiger Mann, und er dachte erst gar nicht daran, das Kreuz herauszugeben. Was ich durchaus verstehen kann.«

John faßte den Direktor am Ärmel. »Ich will Ihnen mal was sagen, Doktor Conrad. Sie können mich für einen Spinner halten, das ist mir egal. Aber wenn Sie meine Arbeit torpedieren wollen, bekommen Sie ernstlich Schwierigkeiten. Wir sind hier, um einen Mord zu verhindern. Verstehen Sie? Einen Mord!«

»Natürlich Oberinspektor, natürlich. Aber deshalb brauchen Sie sich doch nicht künstlich aufzuregen. Sie haben doch das Kreuz.«

»Und wo ist es?«

»In meinem Büro.«

»Mitarbeiter haben Sie«, sagte Conrad. Diese Bemerkung war an Superintendent Powell gerichtet.

»Oberinspektor Sinclair ist mein bester Mann«, erwiderte Powell knapp.

Von nun an zog es Dr. Conrad vor zu schweigen.

Ein paar Minuten später hielt John Sinclair das Kreuz in der Hand. Es war etwa armlang und aus dunklem Eichenholz.

»Führen Sie mich zu Monty Parkers Zelle«, sagte der Geisterjäger.

Sie gingen den gleichen Weg wie schon einmal. Die beiden Wärter hockten auf dem Gang. Reeves war über seinen Comics eingeschlafen, während Miles, der Glatzkopf, auch nur mit Mühe die Augen aufhielt. Als er die Männer ankommen sah, stieß er Reeves an und sprang von seinem Stuhl hoch.

Er dachte sofort an eine Kontrolle. »Es ist wirklich nichts passiert, Sir. Der Gefangene liegt weiter in seiner Zelle und rührt sich nicht. Man könnte bald annehmen, er sei tot.«

»Ja, ja, schon gut, Miles«, sagte der Direktor und fuhr nervös über sein Gesicht.

»Schließen Sie bitte auf«, wandte sich John Sinclair an den glatzköpfigen Wärter.

Reeves, der zweite Aufpasser, war mit seinem Stuhl ein Stück zur Seite gerückt. Er wischte sich immer noch den Schlaf aus den Augen.

Der Schlüssel knirschte im Schloß, dann zog Miles die schwere Tür auf.

John Sinclair betrat als erster die Zelle. Er ging bis dicht an das Bett und betrachtete Monty Parker genau.

Das Phantom von Soho lag auf dem Rücken. Parker hatte die Augen geschlossen und die Arme dicht an den Körper gelegt. Sein Mund stand halb offen, und erst als John seinen kleinen Taschenspiegel gegen die Lippen hielt, war überhaupt zu bemerken, daß Monty Parker atmete.

Die Spiegelfläche beschlug.

John steckte den Spiegel wieder weg und legte seine Hand auf Monty Parkers linke Brust.

Ganz schwach spürte er den Herzschlag. Durch die Bildung seines Zweitkörpers war Parker so geschwächt, daß, die Funktionen seines normalen Körpers bis auf ein Minimum beschränkt waren.

Superintendent Powell trat dicht an John Sinclair heran. Fragend sah er den Oberinspektor an.

»Er lebt«, sagte John leise. »Wir können den Versuch wagen.« Dann wandte er den Kopf und bat die beiden Wärter, nach draußen zu gehen.

Nur Direktor Conrad konnte bleiben.

»Und was haben Sie mit dem Kreuz vor?« fragte er.

»Das werden Sie gleich sehen«, erwiderte John.

Der Oberinspektor blickte auf seine Uhr. Noch 14 Minuten bis Mitternacht.

John beugte sich über den schlafenden Monty Parker und legte ihm behutsam das Kreuz auf die Brust. Im nächsten Moment ging ein konvulsivisches Zucken durch den Körper, und aus dem halb geöffneten Mund drang ein grauenhafter Schrei, der den drei anwesenden Männern durch Mark und Bein ging.

John nahm das Kreuz wieder weg.

Augenblicklich verstummte der grelle Schrei.

»Schnallen Sie den Mann an«, sagte er zu Direktor Conrad, und ein knappes Lächeln spielte um seine Lippen, als er Superintendent Powell anblickte.

Es hat also geklappt, sollte es signalisieren.

Jedes Bett in der Anstalt besaß breite Gurte, mit denen man die Patienten anschnallen konnte. Die Gurte waren – wurden sie nicht gebraucht – unter dem Bett befestigt.

John Sinclair übergab Powell das Kreuz und half dem Direktor, die Gurte zu lösen. Bevor Monty Parker jedoch festgezurrt wurde, legte John das Kreuz auf seine Brust.

Wieder drang der markerschütternde Schrei aus dem Mund des Phantoms von Soho.

»Und jetzt?« fragte Powell.

»Wir haben hier nichts mehr verloren.« John blickte auf die Uhr.

Zwei Minuten vor Mitternacht.

»Kommen Sie, Sir«, sagte er zu seinem Chef, »wir müssen so schnell wie möglich zu Staatsanwalt Mansings Haus. Dort werden wir dann den Zweitkörper beschwören.«

Auf dem Gang wandte sich John Sinclair noch mal an den Direktor, dessen Gesicht eine kalkige Blässe angenommen hatte. »Sie werden diesen Mann nicht aus den Augen lassen. Egal, was auch geschieht, nehmen Sie auf keinen Fall das Kreuz weg!«

Doktor Conrad nickte.

»Diese Anordnungen gelten auch für Sie«, wandte sich John an die beiden auf dem Gang stehenden Wärter. »Vielleicht wird Monty Parker flehen und betteln. Vielleicht verspricht er euch auch ein Riesenvermögen. Laßt euch nicht darauf ein. Dieser Mann steht mit dem Teufel im Bunde. Und wer sich an den Satan verkauft hat, ist noch nie gut dabei gefahren.«

»Wir werden uns an Ihre Anordnungen halten, Sir«, sagten die beiden Wärter fast synchron.

»Dann bin ich ja beruhigt.«

Der Abschied fiel hastig aus, denn John Sinclair hatte es plötzlich mehr als eilig.

Er und Powell liefen mit langen Schritten auf den Bentley zu. Sie sahen nicht das teuflische Lächeln auf den Lippen des Direktors, als er ihnen nachblickte…

***

Die Wischer des Jaguars zirkelten Halbkreise über die getönte Frontscheibe. Heizung und Gebläse liefen auf Hochtouren, und Ronald Warren hatte sich entspannt in seinem Schalensitz zurückgelehnt.

Unter den breiten Reifen des Wagens knirschten Schneematsch und Streusalz. Während Ronald Warren den Jaguar über die breite Straße lenkte, schweiften seine Gedanken ab.

War es überhaupt richtig, daß er um diese Zeit noch zu dem Staatsanwalt fuhr? Vielleicht lebte er schon gar nicht mehr. Aber wenn das Phantom ihn noch nicht erwischt hatte, dann stand er bestimmt unter Bewachung. Warum sich also nicht mit anhängen? sagte sich Warren und fuhr weiter.

Er drehte den Knopf des Radios. Tanzmusik schallte ihm entgegen. Warren stellte das Radio wieder ab. Er war jetzt nicht in der Stimmung, sich diese Art von Musik anhören zu können.

Auf den Nebenstraßen lag der Schnee knöcheltief. An der Oberfläche

war er noch weiß und glitzerte. Doch dicht über dem Asphalt war er nur noch Matsch. Tückisch für die Wagen.

Auch Ronald Warren kam zweimal etwas ins Schleudern, doch er konnte den Jaguar immer wieder gut abfangen. Außerdem herrschte kein Gegenverkehr. Wer bei diesem Wetter nicht unbedingt nach draußen mußte, blieb in den eigenen vier Wänden. Selten hatte man die Londoner Straßen so leer gesehen.

Und immer noch wirbelten die Flocken, klebten an der breiten Fensterscheibe und wurden noch in der gleichen Sekunde von den breiten Gummiwischern weggefegt.

Ronald Warren hatte immer angenommen, London zu kennen, mußte sich jedoch diesmal eines Besseren belehren lassen. Zweimal fuhr er an den Straßenrand, um im Stadtplan nachsehen zu können. Die kleine Straße, in der Staatsanwalt Mansing wohnte, lag auch zu versteckt.

Schließlich hatte Ronald Warren sein Ziel erreicht. Im Schritttempo bog der Jaguar in die ruhige Seitenstraße ein, und wenig später hatte Warren auch die Hausnummer 16 gefunden.

Er stoppte.

Vor dem Haus parkten zwei Wagen. Sie waren unter einem Schneeberg versteckt.

Nach Polizeischutz sieht das aber nicht gerade aus, dachte Warren, griff nach seinem Mantel und stieg aus.

Das dunkelbraune Nutriafell hielt die Kälte ab. Ronald Warren ging auf das kleine Tor des Vorgartens zu. Schneeflocken klebten auf dem Mantel.

Im Haus brannte Licht. Zwei erleuchtete Fenster schimmerten wie gelbe Flecken aus dem tanzenden Schneewirbel und gaben dem Betrachter das Gefühl von Wärme und Geborgenheit.

Ronald Warren schob den Riegel des Tores zurück, betrat den dickverschneiten Plattenweg und schloß das Tor wieder hinter sich ab.

Nach zwei Schritten hatte er plötzlich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Warren blieb stehen.

»Ist da jemand?« fragte er. Seine Stimme klang zaghaft.

Nichts rührte sich. Und doch war Ronald Warren sicher, sich nicht getäuscht zu haben. Trotz des wärmenden Mantels fror er plötzlich. Instinktiv spürte er die Gefahr, die in der Dunkelheit auf ihn lauerte. Seine Nerven arbeiteten wie empfindliche Sensoren.

Ronald Warren drehte sich im Kreis. Er wischte sich die Schneeflocken aus dem Gesicht, versuchte, die Dunkelheit mit seinen Blicken zu durchdringen.

Tanzender Flockenwirbel hüllte ihn ein, und schon bald brannten seine Augen.

»Jetzt mach ich mir schon selbst was vor«, brummte Warren und ging

weiter.

Da hörte er das Kichern!

Abrupt blieb der Mann stehen.

Das Geräusch war von rechts gekommen, dort, wo auch einige Bäume standen, deren kahle Äste sich unter der Schneelast bogen.

Warren zögerte. Er konnte jetzt zum Haus laufen, und er wäre in Sicherheit gewesen. Doch das Handeln wurde Ronald Warren aus der Hand genommen.

Plötzlich sah er die Gestalt vor sich. Es war nicht mehr als ein Schemen, das im Schneegestöber lauerte und bald eins mit den wirbelnden Flocken wurde.

Die Gestalt stand vor ihm, hatte den Weg zum Haus versperrt. Und Ronald Warren sah das Messer in der Hand des Geistes. Da wußte er, daß er das Phantom von Soho vor sich hatte.

Warren begann zu zittern. »Weg, weg!« flüsterte er. »Los, geh weg.« Er wischte mit beiden Händen durch die Luft, als könne er so das Spukbild vertreiben.

Das Phantom kicherte. »Du bist freiwillig in meine Arme gelaufen, Ronald Warren. Ich wollte dich jetzt noch gar nicht töten. Du wärst erst später an die Reihe gekommen. Aber da du von selbst zu mir gekommen bist, werde ich dich auch zur Hölle schicken.«

Ronald Warren schüttelte den Kopf. Er konnte und wollte nicht glauben, was er dort sah. Für einen Moment schloß er die Augen, in der Annahme, daß er einem Spukbild erlegen war.

Doch als er die Augen wieder geöffnet hatte, war die Gestalt noch immer da.

Plötzlich hielt es Warren nicht mehr aus. Mit einem krächzenden Schrei machte er auf dem Absatz kehrt und wollte zu seinem Wagen rennen.

Ronald Warren rechnete nicht mit der Glätte des Bodens. Noch halb in der Bewegung rutschte er aus und fiel hin.

Der Schnee dämpfte seinen Fall, drang ihm in Mund, Nase und Ohren. Warren hustete, rappelte sich wieder hoch, wischte sich den klebrigen Schnee aus dem Gesicht und stolperte auf allen vieren in die Dunkelheit hinein.

Ohne es zu wollen, näherte er sich der Baumgruppe. Zwischendurch kam Warren immer wieder auf die Füße und klammerte ich schließlich an den ersten Baumstamm.

Sein Atem ging keuchend. Tränen liefen aus seinen Augen und erschwerten die Sicht.

Warren zog sich an dem Stamm hoch. Und plötzlich war wieder das Phantom da.

Warren sah die Gestalt, erkannte jede Einzelheit, und er sah das Messer mit der breiten Klinge, das das Phantom in der rechten Faust

hielt.

Der Arm mit dem Messer schwang hoch.

Warren hob schützend beide Hände. Die nackte Angst leuchtete in seinen Augen. In einer letzten verzweifelten Reaktion warf er sich herum und taumelte weiter.

Ein irres siegessicheres Kichern klang hinter seinem Rücken auf. Und dann spürte Ronald Warren einen mörderischen Stoß zwischen seinen Schulterblättern. Eine kochend heiße Schmerzwelle schoß in seinem Körper hoch. Die Welt wurde zu – einem rasenden, alles verzehrenden Wirbel.

In einem letzten Reflex taumelte Ronald Warren weiter. Während sich sein Mantel auf dem Rücken dunkelrot färbte, wankte er genau auf die Eingangstür des Hauses zu. Er hielt seine Arme wie in einer bittenden Geste ausgestreckt.

Und dann sackten ihm die Knie weg. Warren fiel nach vorn, prallte mit dem Gesicht gegen das Holz der Eingangstür und rutschte langsam daran herunter.

Als Ronald Warrens Arme den Boden berührten, war er bereits tot.

***

Bill Conolly und William Mansing hatten schon seit einigen Minuten kein Wort mehr miteinander gesprochen. Jeder der Männer hing seinen eigenen Gedanken nach.

Mitternacht rückte immer näher. Schier unerträglich wurde die Spannung. Bill Conolly hatte sich zum Kettenraucher entwickelt, und William Mansing ging es nicht anders.

Vor Bill auf dem Tisch lag eine Pistole. Obwohl dem Reporter klar war, daß er einen Geist nicht mit Kugeln töten konnte, gab sie ihm doch ein etwas beruhigendes Gefühl.

»Glauben Sie, daß es Oberinspektor Sinclair schafft?« brach William Mansing plötzlich das Schweigen.

»Er muß es«, erwiderte Bill, doch seine Stimme klang nicht sehr überzeugend.

Noch 25 Minuten bis Mitternacht.

Bill Conolly schwitzte und fror gleichzeitig. Die Ungewißheit zerrte an seinen Nerven.

»Haben Sie vielleicht einen Schluck Wasser?« fragte er.

»Natürlich. In der Küche. Warten Sie, ich hole es Ihnen.«

»Danke, ich finde den Weg allein.« Bill stand auf.

»Von der Diele die zweite Tür rechts«, rief ihm Mansing noch nach.

Bill betrat die Küche und machte Licht. Gläser standen auf einem kleinen Regal. Bill drehte den Wasserhahn auf, füllte das Glas zur Hälfte und trank es leer. Das Wasser spülte den pelzigen Geschmack aus seinem Mund. Bill stellte das Glas wieder weg und ging zurück in

den Living-room.

Der Staatsanwalt war aufgestanden und hatte sich einen Whisky eingeschenkt. Er leerte das Glas in einem Zug.

Auch Mansing war nur noch ein Nervenbündel. Er hatte den Krawattenknoten gelockert und die beiden obersten Knöpfe des Hemdes geöffnet. Seine Hand, die das Glas hielt, zitterte.

»Sie sollten nicht soviel trinken«, mahnte Bill.

Mansing hob die Schultern. »Ist doch jetzt auch egal. Ich habe mal gehört, wenn man betrunken ist, soll sich's leichter sterben.«

»Der Philosophie kann ich leider nicht folgen«, bemerkte Bill. Er starrte das Telefon an, als wollte er es hypnotisieren. Der Reporter wartete auf eine Nachricht von John Sinclair. Noch war Zeit, noch…

Plötzlich wurden Bill Conollys Augen weit.

»Was ist?« frage Mansing, der Bills Reaktion ebenfalls bemerkt hatte.
»Haben Sie nichts gehört?«

»Was denn?«

»Da hat doch jemand gegen die Tür geschlagen. Ich sehe nach.«

»Lieber nicht. Vielleicht ist es eine Falle.«

Bill Conolly schüttelte den Kopf und nahm seinen Revolver an sich. Dann schlich er zur Haustür.

Bill legte seine Ohren gegen das Holz. Nichts war zu hören. Und trotzdem war der Reporter sicher, daß er sich vorhin nicht getäuscht hatte.

Die Tür war von innen verschlossen. Bill drehte den Schlüssel, drückte die Klinke nach unten und zog die Tür auf.

Etwas drückte von außen dagegen, das merkte er sofort. Bills Magen krampfte sich zusammen, als er sah, was geschehen war.

Vor der Tür lag ein Toter. Im nach draußen fallenden Licht konnte Bill Conolly die tiefe Wunde im Rücken des Mannes sehen. Ein dunkelroter Blutfleck hatte sich dort über den Pelz verteilt. Ohne ein Arzt zu sein, erkannte der Reporter sofort, daß der Mann nur durch einen Messerstich umgebracht worden war.

Der Tote lag mit dem Gesicht auf dem Boden. Bill packte die Leiche unter den Achselhöhlen und zog sie in den Flur. Dann drehte er sie auf den Rücken.

Blicklose Augen starrten ihn an. Noch immer war der Schrecken der letzten Minuten auf dem Gesicht des Toten zu lesen. Der Mantel war vorn aufgeklafft. An der Kleidung erkannte Bill, daß der Mann zu Lebzeiten nicht gerade zu den Armen gehört hatte.

Aber wie kam er hierher.

Ein Aufschrei ließ Bill Conolly herumfahren.

William Mansing stand in der Diele und hatte beide Hände zu Fäusten geballt. Aus weit aufgerissenen Augen starrte er auf die am Boden liegende Leiche.

Bill, der vorher gekniet hatte, erhob sich. »Kennen Sie den Mann, Sir?«

Der Staatsanwalt nickte. »Ja«, preßte er hervor, »ich kenne ihn. Es ist niemand anderes als Ronald Warren, einer der beiden Schöffen, die damals vor fünf Jahren beim Prozeß gegen Monty Parker zugegen gewesen waren.«

Bill atmete tief aus. »Ich hatte mir fast so etwas gedacht«, sagte er. »Bleibt nur die Frage, wie kommt dieser Mann hierher? Was wollte er von Ihnen? Standen Sie vielleicht in Kontakt miteinander?«

William Mansing schüttelte den Kopf. »Nein, nichts von alldem. Ich habe ihn das letzt Mal vor fünf Jahren gesehen, bei der Verhandlung.«

»Aber es muß doch eine Erklärung geben«, sagte Bill.

»Vielleicht hat ein Unbekannter ihn zu meinem Haus gelockt.«

»Sie denken an Monty Parker.«

»Ja.«

»Das glaube ich nicht. Dann hätte Parker Sie ja auch zu Hugh Crayton locken können. Nein, das ist nicht seine Art. Ich nehme an, daß Ronald Warren aus eigenem Antrieb gekommen ist. Er wird die Zeitungen gelesen haben. Schließlich ist lang und breit über den Mord an Hugh Crayton berichtet worden. Ronald Warren brauchte nur eins und eins zusammenzuzählen. Den Racheschwur von damals wird er bestimmt nicht vergessen haben.«

»Aber er hätte doch wenigstens anrufen können«, sagte der Staatsanwalt.

Bill hob die Schultern. »Hinterher ist man immer schlauer.«

»Und was machen wir jetzt mit der Leiche?« fragte William Mansing.

Bill Conolly sah sich schnell um. »Wir legen sie vor den Treppenaufgang. Für die Mordkommission spielt es sowieso keine Rolle mehr, da wir die Lage schon verändert haben. Fassen Sie bitte mit an.«

Die beiden Männer hoben den Toten hoch und legten ihn ein Stück weiter nieder.

Die Leiche war schwer gewesen, und William Mansing war ziemlich außer Atem.

Bill Conolly zog den Ärmel seines Jacketts zurück und blickte auf die Uhr.

»Wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?« fragte er.

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf. »Fünf Minuten vor Mitternacht.« William Mansing schloß sekundenlang die Augen. Bill sah, daß der Mann in den letzten Stunden um Jahre gealtert war. »Demnach haben wir noch fünf Minuten zu leben«, sagte Mansing leise. Bill Conolly nickte.

***

Mit Riesenschritten hastete Doktor Conrad zurück in sein Büro. Das Hämmern der Schuhabsätze wurde durch das von den kahlen Wänden zurückgeworfenes Echo noch verstärkt. Doktor Conrads Kittel stand offen. Wie eine weiße Fahne flatterte er hinter ihm her.

Der Arzt hatte seine Chance erkannt. Schon zu lange versauerte er auf dem jetzigen Posten. Er war nur ein schlechtbezahlter Staatsdiener, mehr nicht. In einem Privatsanatorium, da hätte er gern eine leitende Stellung übernommen, doch diese Posten waren alle besetzt. Nun spielte ihm der Zufall eine große Chance in die Hand. Einen Mann wie Monty Parker steuern zu können, das bedeutete Macht.

Und dabei war alles so einfach. Er brauchte nur hinzugehen und Monty Parker das Kreuz von der Brust zu nehmen. Der Bann wäre gebrochen, und dann…

Doktor Conrad lachte freudlos, als er sich die Folgen vor seinem geistigen Auge vorstellte. Er malte sich aus, wie er diese Kreatur lenken konnte, wie sie nur seinen Befehlen gehorchte. Natürlich mußte John Sinclair von der Bildfläche verschwinden. Genau wie der Staatsanwalt und der komische Superintendent. Aber das war alles eine Kleinigkeit. Wenn Monty Parkers Geist wieder freie Bahn hatte, konnte ihn niemand mehr aufhalten.

Das Phantom von Soho würde die Riesenstadt London wieder in Atem halten…

Mit vor Aufregung zitternden Fingern schloß Doktor Conrad seine Bürotür auf. Hastig warf er sie hinter sich zu und machte Licht.

Jetzt konnte er auch von niemandem mehr gesehen werden.

Doktor Conrad trat an die Wand, hob ein Bild zur Seite und legte einen Safe frei. Aus der Hosentasche holte er den dazu passenden Schlüssel. Es war eine Spezialanfertigung, beste Feinmechanik.

Doktor Conrad drehte den Schlüssel zweimal leicht nach links. Dann konnte er die Safetür aufziehen.

Der Safe war in zwei Hälften unterteilt. Auf der oberen standen einige versiegelte Flaschen. Sie enthielten Giftstoffe, die auf keinen Fall in fremde Hände gelangen durften. Die interessierten Doktor Conrad aber nicht.

Er kümmerte sich um das untere Fach. Unter einigen Schnellheftern mit geheimen Krankheitsberichten hatte er eine Waffe versteckt. Es war ein stupsnasiger Revolver, Kaliber 38. Der Arzt brauchte erst gar nicht nachzusehen, die Waffe war geladen. Er steckte sie in die Kitteltasche, die von dem Gewicht nach unten gezogen wurde, und schloß sorgfältig die Tür des Safes.

Doktor Conrad sah auf die Uhr. Mitternacht war schon vorüber. Jetzt mußte er sich beeilen. Die Waffe hatte er eigentlich nur mitgenommen, um sich unter Umständen unliebsame Beobachter vom

Hals zu schaffen. Er dachte da besonders an die beiden Wärter, die zwar auf ihn hörten, aber oft doch sehr neugierig waren.

In der Klinik war es um diese Zeit sehr ruhig. Zum Glück hatte auch keiner der Kranken einen Anfall bekommen. Conrad kam es vor wie die Ruhe vor dem Sturm.

Für den Rückweg ließ sich der Arzt mehr Zeit, obwohl alles in ihm brannte, doch schneller zu gehen. Er hatte beide Hände in die Kitteltaschen gesteckt und hielt mit den Fingern der rechten Hand den Kolben des Revolvers umklammert.

Miles und Reeves hockten wieder auf ihren Stühlen. Die Wärter waren überrascht, als sie ihren Chef zurückkommen sahen. Automatisch standen sie auf.

»Es hat sich nichts ereignet, Sir«, meldete Miles. »Sie können sich selbst überzeugen.«

Doktor Conrad blieb stehen. Mit der linken Hand strich er sich über sein Kinn. Dann produzierte er ein falsches Lächeln. »Sie können gehen«, sagte er, »alle beide. Ich übernehme den Rest der Nacht die Wache.«

Miles und Reeves blickten ihren Chef ungläubig an. So etwas hatten sie noch nie erlebt.

»Habt ihr nicht gehört, was ich gesagt habe?« zischte Conrad. »Ihr, könnt gehen.«

Miles hob die breiten Schultern. »Wenn das so ist. Danke, Sir, wir freuen uns wirklich. Komm, Jim.«

Die beiden Wärter zogen ab. Doktor Conrad blickte ihnen nach, bis sie hinter einer Gangecke verschwunden waren.

»Ihr Idioten«, murmelte er, schob die Klappe des Spions zur Seite und blickte durch die Linse.

Monty Parker lag nach wie vor auf seinem primitiven Bett. Doktor Conrad veränderte den Blickwinkel ein wenig und hatte das Phantom von Sohojetzt genau im Visier.

Im ersten Augenblick erschrak er, als er sah, welch eine Verwandlung Parker durchgemacht hatte. Sein Gesicht war bläulich angelaufen, genau wie der Hals und die Arme. Sein Mund war in ständiger Bewegung, er öffnete und schloß sich wie von einem unsichtbaren Faden gezogen.

Doch kein einziger Laut drang über seine Lippen.

Nach wie vor lag das Kreuz auf seiner Brust, und über dem Symbol des Guten schwebte, für das menschliche Auge kaum zu erkennen, ein heller Schemen.

Monty Parkers Zweitkörper!

Er war gebannt worden.

Doktor Conrad konnte nicht vermeiden, daß ihn ein nie gekanntes Angstgefühl packte. Eine eiskalte Knochenhand schien seinen Rücken

zu streifen. Hier waren Kräfte am Werk, die er bisher nicht gekannt hatte, und die stärker waren als der menschliche Verstand.

Conrad merkte, daß sein Herz schneller schlug. Er preßte sein Auge fester gegen die kleine Öffnung. Er sah, daß der Schemen über dem Kreuz in wilde Zuckungen verfiel, wie er versuchte, in den Körper einzudringen und doch von der Kraft des Kreuzes gebannt wurde.

Es war ein lautloser, aber dennoch mörderischer Kampf. Und Doktor Conrad wurde plötzlich klar, daß das Böse verlor.

Der Schemen zerfaserte, löste sich in seine Bestandteile auf, denen es nur schwerlich gelang, wieder zusammenzukommen.

»Wenn ich jetzt nicht eingreife, ist alles verloren«, flüsterte Doktor Conrad.

Er löste sein Auge von der Optik und fingerte nach dem Türschlüssel.

Ein schneller Blick zeigte ihm, daß er nach wie vor allein auf dem Gang war. In seiner Eile stieß er gegen den linken Stuhl, und der daraufliegende Stapel Hefte kam ins Rutschen.

Die Hefte, die Jim Reeves vergessen hatte, fielen zu Boden. Doktor Conrad kümmerte sich nicht darum.

Mit einem Ruck riß er die Tür auf.

Augenblicklich zog sich der Geist zurück und stieß ein zischendes Geräusch aus.

Doktor Conrad blieb auf der Türschwelle stehen. »Ich – ich will dir nichts«, sagte er mit zitternder Stimme. »Ich bin gekommen, um euch zu helfen.«

Der Schemen löste sich aus der Ecke, und jetzt konnte Doktor Conrad erkennen, daß das Gesicht Monty Parkers Züge trug. Wie aus dem Nichts hatte das Phantom plötzlich ein Messer in der Hand. Mit Schrecken sah Conrad, daß die Klinge blutverschmiert war.

Der Geist schwebte auf ihn zu. »Wie willst du uns helfen?« fragte Monty Parkers Stimme, die jedoch aus dem Munde des Geistes kam.

Doktor Conrad spürte, daß sich Schweiß auf seiner Stirn gebildet hatte. Er wagte es nicht, ihn wegzuwischen, aus Angst, der Geist könnte dies als falsche Bewegung auslegen.

»Ich werde das Kreuz von seinem Körper nehmen«, sagte Conrad mit schwerer Stimme. »Dann bist du wieder frei und kannst deine Rache vollenden.«

Der Geist lachte. »Und das willst du wirklich machen?«

»Ja.«

»Was hast du davon? Warum hilfst du einem Diener der Hölle? Du machst so etwas doch nicht selbstlos?«

Jetzt stand Doktor Conrad vor seiner schwersten Entscheidung. Er mußte nun seine Worte sorgfältig wählen. Ein falsches nur, und es war aus.

»Nein«, sagte der Arzt. »Ich mache es auch nicht umsonst. Ich will

Macht und Geld, und du, Monty Parker, sollst mir dabei helfen, es zu bekommen. Du hast dich der Hölle verschrieben, ich werde dich der Hölle erhalten, und aus diesem Grunde wird mir der Teufel seine Dankbarkeit beweisen müssen.«

Stille kehrte nach diesen Worten ein. Das Phantom überlegte.

»Ich könnte dich töten«, sagte der Geist plötzlich, und die blutige Klinge wischte dicht vor Conrads Augen vorbei.

Der Arzt zuckte mit keiner Wimper. Er hatte sich völlig unter Kontrolle.

»Ja«, sagte Conrad, »das kannst du. Aber denke an eins, du würdest nie wieder in den Körper zurückkehren können. Das Kreuz bannt dich wie eine Eisenfessel. Du würdest zugrunde gehen, jämmerlich verrecken.«

Der Geist wischte zurück. »Sprich das Wort Kreuz nie wieder aus!« drohte er. »Ich kann sonst für nichts mehr garantieren.«

Doktor Conrad lachte spöttisch. Er hatte zusehends Oberwasser bekommen. »Also, wie hast du dich nun entschieden? Soll ich noch lange hier warten?«

»Nein«, erwiderte der Geist. »Ich gebe dir, was du willst!«

»Gut. Dann werde ich den Körper jetzt von den Fesseln befreien.«

Ein paar Schritte waren es nur bis zum Bett. Nur noch ein kleines Stück, das Doktor Conrad von dem von ihm so lange ersehnten Reichtum trennte.

Der Doppelkörper schwebte über dem Fußende des Bettes. Doktor Conrad sah deutlich die Augen in der durchscheinenden Gestalt glühen.

Die Schnallen waren an der Bettkante befestigt. Sie steckten in einem gebogenen Haken, der nur zur Seite gedreht werden mußte.

Doktor Conrad packte die erste Schnalle, drehte den Haken nach links.

Das starre Band schnellte zurück. Monty Parkers Beine lagen frei.

Die zweite Schnalle.

Jetzt war schon Monty Parkers Unterkörper befreit.

Doktor Conrad hätte das Kreuz wegziehen können, doch er wollte auch noch die dritte und letzte Schnalle lösen.

Plötzlich zuckte er zusammen.

Er hatte Schritte gehört. Sie waren auf dem Gang aufgeklungen.

»Mach weiter!« heulte der Geist, der bereits schreckliche Qualen auszustehen hatte.

»Da kommt aber jemand!« flüsterte Doktor Conrad.

»Ich werde mich schon darum kümmern.«

Der Arzt packte die letzte Schnalle. Ein Ruck nur noch, und Monty Parker war wieder frei.

Das Band schnellte zurück. Jetzt brauchte Conrad nur noch das Kreuz

wegzunehmen. Seine Fingerspitzen berührten bereits das Holz, da ließ ihn eine Männerstimme mitten in der Bewegung einhalten.

»Aber Chef, was machen Sie denn hier?«

Doktor Conrad stieß pfeifend den Atem aus. In der offenen Tür stand Jim Reeves, einer der beiden Wärter. Er hatte seine vergessenen Comic-Hefte unter den Arm geklemmt, und sein entsetzter Blick flog zwischen Conrad und dem Geist hin und her.

Jim Reeves brauchte Sekunden, um alles zu erfassen.

Und dann öffnete sich sein Mund zu einem gellenden Schrei…

***

Mitternacht!

Zwei Männer hielten den Atem an. Männer, deren Schicksal sich genau in dieser Sekunde entscheiden sollte. Wie hypnotisiert starrten sie auf das Zifferblatt der schweren Standuhr.

Jetzt mußte der Mörder kommen!

Die Stille war körperlich spürbar, lastete wie ein unsichtbarer Druck auf den beiden Menschen. Schweiß perlte auf ihren Gesichtern, sammelte sich zu Tropfen und lief in kleinen Bächen an den Gesichtern entlang bis in die Kragen der Hemden.

William Mansings Wangen zuckten, die Augendeckel flatterten. Der Staatsanwalt hatte die Hände zu Fäusten geballt und die Zähne aufeinandergebissen.

Angst breitete sich aus.

Endlos dehnten sich die Sekunden, sie kamen den Männern vor wie Ewigkeiten.

Dann stieß Bill Conolly mit einem pfeifenden Geräusch den Atem aus und wischte sich über die Stirn. Als er seine Hand zurückzog, war die Innenfläche schweißnaß. »Es ist geschafft«, sagte der Reporter. »Das Phantom hat verloren!« Seine Stimme klang rauh.

William Mansing fiel in einen Sessel. Seine Arme baumelten zu beiden Seiten der Lehnen herab. Und plötzlich stieß er ein glucksendes Gelächter aus. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und den Mund weit geöffnet.

»Ja, es ist geschafft«, kicherte er. »Es ist geschafft. Das Phantom konnte mich nicht töten!«

Das Lachen brach so schnell ab wie es aufgeklungen war. Mansing sank in seinem Sessel zusammen. Einige Minuten blieb er so sitzen. Eine Zeitspanne, in der keiner der beiden Männer ein Wort sprach.

Plötzlich drehte William Mansing den Kopf. Er versuchte ein Lächeln, dasjedoch schon im Ansatz zerfaserte. »Entschuldigen Sie, Mister Conolly. Aber ich konnte nicht anders. Die Nervenanspannung, ich mußte mir irgendwo Luft machen.«

»Ich wäre der letzte, der dafür kein Verständnis hätte«, erwiderte Bill.

»Jeder von uns reagiert anders. Denken Sie, mir wäre es nach Singen zu Mute gewesen? Glauben Sie ja nicht. Nur…« Bill hob die Schultern. »Ich habe schon oft in haarsträubenden Situationen gesteckt, und da lernt man unwillkürlich, sich besser unter Kontrolle zu halten.«

»Ich danke Ihnen«, sagte der Staatsanwalt.

Bill lachte und schlug seinem Leidensgenossen auf die Schulter. »Was wir jetzt brauchen, das ist ein anständiger Schluck. Den haben wir uns redlich verdient.«

»Augenblick«, sagte Mansing. »Nicht so voreilig, guter Freund. Für bestimmte Gelegenheiten habe ich immer etwas Besonderes parat.« Mansing stand auf und trat an sein Bücherregal. Er räumte ein paar dicke Wälzer zur Seite und hielt plötzlich eine bauchige, dunkel getönte Flasche in der Hand.

»Bester Whisky, über 20 Jahre alt.« Seine Stimme klang beinahe andächtig. Mansing holte noch zwei Gläser und schenkte ein.

»Cheerio! Auf unsere Gesundheit!«

Die Männer tranken sich zu. Warm und belebend rann das edle Getränk durch die Kehlen. Wenig später breitete sich im Magen ein wohliges Gefühl aus.

Und dann klingelte das Telefon.

Mansing versteifte sich. »Wer kann das sein?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht John Sinclair? Wollen Sie nicht abheben?«

»Nein, nein, Mister Conolly, machen Sie das.«

»Bei Mansing«, meldete sich Bill.

»Du bist auch nicht totzukriegen, was?« schallte dem Reporter John Sinclairs Stimme entgegen.

»Mensch, John, wo bist du jetzt?«

»Auf der Fahrt zu euch, Superintendent Powell ist auch bei mir. Schließlich muß ich ja wissen, ob sich mein Einsatz gelohnt hat.«

»Und ob, du alter Geisterjäger. Hier hat sich weit und breit kein Phantom blicken lassen. Wie hast du das nur geschafft?«

»Erzähl ich dir gleich. Im Augenblick besteht keine Gefahr. Und ich denke, daß wir in ungefähr 20 Minuten bei euch sein werden. Halt die Ohren steif, und trink nicht soviel…«

»Woher weißt du, daß…«

»Ich kenne dich doch.«

John Sinclair unterbrach die Verbindung. Bill ließ ebenfalls den Hörer auf die Gabel sinken und nahm noch einen kleinen Schluck, den er genüßlich auf der Zunge hin- und herrinnen ließ.

»Oberinspektor Sinclair wird in ungefähr 20 Minuten hier eintreffen«, informierte er den Staatsanwalt.

Mansing nickte. »Das ist gut. Sie hätten ihm auch gleich von dem Toten berichten können. Schließlich muß die Mordkommission…«

Bill winkte ab. »Daran habe ich vorhin wirklich nicht gedacht. Aber

das kann John selbst machen.«

Es dauerte genau 17 Minuten, bis John seinen Bentley vor Mansings Haus stoppte. Bill und der Staatsanwalt hatten die Ankunft schon vom Fenster aus beobachtet.

»Ich öffne«, sagte Bill und ging zur Haustür.

Die beiden Freunde begrüßten sich per Handschlag. Auch Superintendent Powell grinste erfreut, was bei ihm selten vorkam.

Und dann sahen John und Powell die Leiche.

Die Neuankömmlinge brauchten erst gar keine Fragen zu stellen. Bill erzählte den Vorgang, noch während sie im Flur standen.

»Also doch noch ein Opfer«, sagte John leise und preßte die Lippen hart aufeinander. »Aber das war das letzte, das schwöre ich dir, Monty Parker.«

Die Männer gingen in den Living-room. »Wir müssen die Mordkommission verständigen«, sagte Powell gleichzeitig und begrüßte den Staatsanwalt.

»Aber erst erzähl mal, wie du es geschafft hast, das Phantom zu bändigen«, wandte sich Bill Conolly an seinen Freund.

John lächelte. »Es war ganz einfach. Schließlich habe ich Erfahrung mit Geistern und Dämonen. Ich habe Parker ein Kreuz auf die Brust gelegt. Dadurch ist es für den Geist nicht mehr möglich, in den Erstkörper zurückzukehren.«

»Er ist aber nicht ausgeschaltet worden«, warf Bill ein.

»Doch. Das geweihte Kreuz verbreitet eine Aura, die den Astralleib bannt, und – was sehr wichtig ist – ihm ein Grossteil seiner Kräfte raubt. Das heißt, er kann aus dieser Zelle nicht mehr heraus, ist gefangen wie in einem Gefängnis. Ich hoffe, daß der Geistkörper im Laufe der nächsten Stunden zerfällt. Trotzdem werde ich noch in dieser Nacht wieder zum Sanatorium fahren und durch eine magische Beschwörung den Geist endgültig zum Teufel schicken.«

»Hoffentlich hast du recht, John. Wenn du mich fragst, habe ich so ein komisches Gefühl. Ich glaube, die Sache ist noch nicht ausgestanden.«

»Ihr Freund hat recht, Oberinspektor«, sagte plötzlich eine heisere Stimme. »Ich bin noch nicht ausgeschaltet, und mein Messer wartet auf neue Beute!«

Die Köpfe der Männer ruckten herum. Was niemand für möglich gehalten hatte, war eingetreten.

Das Phantom von Soho stand vor ihnen!

***

Doktor Conrad wußte, daß es jetzt auf den Bruchteil einer Sekunde ankam. Wenn es Reeves gelang, einen Alarmschrei auszustoßen, konnte der gesamte Plan ins Wanken geraten.

Wie ein Torpedo flog Conrad vor. Er hatte beide Arme ausgestreckt und rammte die Fäuste in Reeves' Magengrube.

Der Wärter war viel zu überrascht, um reagieren zu können. Niemals hätte er mit einer solchen Attacke seines Chefs gerechnet.

Reeves wurde zurückgeschleudert und krachte gegen den Türrahmen. Sein Schrei erstickte schon im Ansatz. Die Comic – Hefte rutschten ihm unter dem Arm weg und klatschten zu Boden.

Wieder schlug Conrad zu. Seine Faust schrammte an Reeves Stirn vorbei. Der Schlag ließ den Wärter aufstöhnen.

Doch Reeves war hart im Nehmen. Er hatte sich Tag für Tag mit widerspenstigen Kranken herumzuschlagen. Jetzt machte sich dieses Training bezahlt.

Ein blitzschneller Tritt krachte gegen Conrads Schienbein. Der Arzt heulte auf und wankte zurück.

»Du Hund«, ächzte Reeves und kam schwankend auf die Füße. Mit blutunterlaufenen Augen stierte er Conrad an. Der Arzt kannte seinen Untergebenen und wußte, wenn man ihn zu sehr reizte, dann drehte Reeves durch.

Conrad verbiß sich den Schmerz und sprang zurück. Plötzlich fiel ihm die Pistole in seiner Kitteltasche ein. Er riß die Waffe hervor und richtete sie auf den Wärter.

»Bleib ja stehen!« keuchte Conrad. »Einen Schritt noch, und ich schieße dich ab wie einen räudigen Schakal.«

Reeves lachte heiser. »Das willst du wirklich tun, Conrad? Du feige Memme, du bringst es doch nicht einmal fertig, auf einen Vogel zu schießen. Du…«

Im gleichen Augenblick verzerrte sich das Gesicht des Wärters zu einer Fratze des Grauens. Weit quollen die Augen aus seinen Höhlen. Er wollte noch etwas sagen, doch nur ein Stöhnen drang aus seinem Mund.

Langsam kippte er nach vorn und fiel aufs Gesicht.

Zwischen seinen Schulterblättern steckte ein Messer!

Das Phantom von Soho hatte den Kampf entschieden.

Aber auch der Geist zeigte Schwächen. Doktor Conrad merkte, daß er sich nur noch mit letzter Kraft aufrecht halten konnte. Der Einfluß des Kreuzes war zu stark.

Doktor Conrad schüttelte seine Panik ab, sprang an das Bett und riß das Kreuz von Monty Parkers Körper. Er lief zu dem schmalen, weißgestrichenen Spind, schloß die Tür auf, legte das Kreuz in den Schrank und knallte die Tür wieder zu.

Das Phantom lachte. »Ja, so ist es gut, Conrad. Jetzt werde ich meine Chance bekommen.«

Mit einem Ruck zog er das Messer aus dem Rücken des Toten, und ehe Doktor Conrad sich versah, war das Phantom von Soho

verschwunden.

Monty Parker wollte seine Rache vollenden!

***

Jede der vier anwesenden Personen reagierte verschieden auf das Erscheinen des Phantoms.

Bill Conolly wurde weiß wie ein Leichentuch. Sein Gesicht hatte den Ausdruck ungläubigen Staunens angenommen, und er flüsterte immer wieder; »Das ist doch nicht möglich, John. Du hast es doch ausgeschaltet, John.« Der Reporter konnte nicht begreifen, daß das Phantom aufgetaucht war, und all seine Hoffnungen zerplatzten wie eine dicke Seifenblase.

Anders William Mansing. Der Staatsanwalt hatte beide Hände vor die Augen gepreßt. Er hielt die Erscheinung für ein Spukbild, für eine Halluzination. Er wagte allerdings nicht, die Hände vom Gesicht wegzunehmen, aus Angst, er werde doch enttäuscht und damit das Spukbild eine Realität.

Am besten hatte sich noch Superintendent Powell in der Gewalt. Er stieß John Sinclair leicht in die Rippen und fragte: »Ist er das?«

»Ja.« Der Oberinspektor nickte zur Bekräftigung seiner Antwort. Er hatte den Blick unverwandt auf das Phantom gerichtet, das im Türrechteck zum Living-room stand.

Tausend Gedanken schossen John durch den Kopf. Es war normalerweise nicht möglich gewesen, daß sich das Phantom befreit hatte. Wenigstens nicht aus eigener Kraft. Es mußten also noch Helfer im Spiel sein.

Der Geist war wie ein Abziehbild des wahren Mörders. Jede Einzelheit war genau zu erkennen. Das eingefallene Gesicht mit den hohlen Wangen, und die dunklen Augen, die in einem gefährlichen Feuer loderten.

Das Messer hielt das Phantom in der rechten Hand. Die Klinge zeigte nach oben und war wieder blutig. Blut eines neuen Opfers?

John Sinclair nahm es fast an.

Die Gestalt des Phantoms war durchscheinend. Hinter ihr konnte John ein Stück der Flurwand sehen.

Und das Phantom war siegessicher. Es war deutlich an seinem triumphierenden Blick zu erkennen.

»Nun, wer will sich als erster opfern?« Monty Parkers Stimme klang hohl. Sie hörte sich an, als käme sie aus einem Grab.

»Darauf wird dir wohl niemand eine Antwort geben, Parker!« erwiderte John Sinclair. »Du mußt hier schon den Anfang machen.«

»Dann werde ich mit dir den Anfang machen, Oberinspektor!«

»Ich kann dich nicht hindern. Hast du die Spitze der Klinge wieder mit einem Gift präpariert?« fragte John. »Feiglinge suchen doch

immer nach solch einfachen Lösungen.« Der Geisterjäger provozierte das Phantom bewußt, um es von den anderen Personen abzulenken.

»O nein, Oberinspektor. Diesmal werde ich dir das Messer durch dein Herz stoßen. Fünf Jahre sind eine lange Zeit. Ich war immer allein. Und ich hatte Gelegenheit, den Teufel anzurufen. Der Satan hat zu einer Großoffensive auf die Welt angesetzt. Überall sucht er seine, Diener. Und er stattet sie mit Kräften aus, denen kein Mensch gewachsen ist. Damals hast du mich gefangen, John Sinclair. Es war der Beginn deiner Karriere. Heute wird abgerechnet. Du hast viele Feinde im Dämonenreich, die sich deinen Tod wünschen. Ich bin dazu auserkoren worden, dich endgültig auszuschalten.«

»Das hättest du aber schon leichter haben können«, erwiderte John. »Warum hast du mich nicht umgebracht, als ich in meinem Wagen saß?«

»Ich gebe zu, es war ein Fehler von mir. Aber ich wollte die Reihenfolge einhalten. Denk an meine Worte, die ich vor fünf Jahren vorausgesagt habe. Der Richter, der Staatsanwalt, die beiden Schöffen und dann du, John Sinclair. Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Die Umstände haben eine andere Lösung ergeben. Vielleicht war es auch meine Eitelkeit gewesen, die mich so hat handeln lassen. Aber jetzt kann mich niemand mehr daran hindern, meine Rache zu vollenden. Ich habe Helfer gefunden, John Sinclair. Diener, die mithelfen, das Reich des Satans aufzubauen. Die Menschen spüren, daß die Hölle auf dem Vormarsch und durch nichts aufzuhalten ist. Siehst du nun ein, John Sinclair, daß du nur ein kleiner Wicht bist?«

»Ich glaube, darüber ist noch nicht das letzte Wort gesprochen, Monty Parker.«

Das Phantom lachte. Es sonnte sich in seiner Eitelkeit, hielt sich für unbesiegbar.

»So tun Sie doch was, John!« zischte der Superintendent. »Wir können doch nicht zulassen, daß uns dieses Phantom der Reihe nach tötet.«

»Abwarten«, sagte John und zog mit einer schnellen Bewegung seine Pistole.

Es war eine Beretta, sechs Schuß fassend, und außerdem eine Spezialanfertigung, die sowohl mit normalen Kugeln als auch mit Silberkugeln geladen werden konnte. Im Moment steckten normale Kugeln im Magazin.

Das Lachen des Phantoms brach ab. »Glaubst du wirklich, mich mit einer Kugel töten zu können?« fragte es. »Ich hätte dich für schlauer gehalten, John Sinclair. Auch deine geweihten Silberkugeln können mir nichts anhaben. Die Kugeln würden durch mich hindurchgehen.«

»Ich weiß«, sagte John.

»Und warum machst du es?« Die Stimme des Phantoms klang

plötzlich lauernd. Parker wußte, daß ein John Sinclair nie etwas ohne Grund tat.

Die Füße des Astralleibs berührten nicht einmal den Boden, als er sich aus der Türöffnung löste und auf John Sinclair zugeschwebt kam.

John hob den Arm mit der Waffe. Jetzt kam es darauf an, daß er haargenau zielte.

Drei Schritte trennten ihn noch von Monty Parker.

Das Phantom hatte den Arm mit der blutverschmierten Messerklinge erhoben. Es wollte den tödlichen Stoß von oben nach unten führen.

John Sinclair blieb stehen, rührte sich um keinen Millimeter.

Bill Conolly, William Mansing und Superintendent Powell waren zurückgetreten. Mit fiebernden Blicken beobachteten sie den Kampf der beiden Todfeinde.

John Sinclair mußte einen Trumpf in der Hinterhand haben, denn sich einfach dem – Phantom zu stellen, das wäre Selbstmord gewesen.

Das Gesicht des Phantoms verzerrte sich zu einem siegessicheren, höhnischen Grinsen.

Jetzt mußte es zustoßen!

Da peitschte der Schuß.

Die Bleikugel fegte aus dem Lauf und klirrte gegen die Messerklinge. Es gab ein helles singendes Geräusch.

Die Wucht des Kugelaufpralls fegte dem Phantom die Messerklinge aus der Faust. Die Waffe wirbelte durch die Luft und fiel dicht neben einem Sessel zu Boden.

Bill Conolly bückte sich gedankenschnell und steckte das Messer ein.

Monty Parker war von dieser Aktion völlig überrascht worden. Es stieß einen irren Wutschrei aus und drehte sich im Kreis.

Und jetzt wurde John Sinclair aktiv. Seine Hand fuhr in die Jackentasche und kam mit einem Stück Kreide wieder zum Vorschein. Es war eine grüngelb schimmernde magische Kreide, die John von seinem Freund Mandra Korab aus Indien bekommen hatte, genau wie den silbernen Nagel, mit dem der Geisterjäger vor nicht allzu langer Zeit Doktor Tod ausgeschaltet hatte.

John Sinclairs Bewegungen waren kaum zu verfolgen, so schnell ging alles.

Ehe das Phantom sich von seiner Überraschung erholt hatte, zog John um den Astralleib einen magischen Kreis.

Dann sprang er zurück.

»Licht aus!« rief er Bill Conolly zu.

Der Reporter hetzte zum Schalter. Sekunden später war es dunkel.

Das Phantom heulte auf, versuchte, dem magischen Kreis zu entkommen, doch sobald es die Linie berührte, wurde es wie von einer unsichtbaren Wand zurückgeworfen.

Der magische Kreis hielt!

Eine wutentbrannte Schreckensfratze starrte die Anwesenden an. Das Phantom heulte und jammerte. Es wußte, daß es dem magischen Kreis nicht entfliehen und damit nicht mehr zurück in seinen Erstkörper gelangen konnte.

Der Kreis begann zu strahlen, beleuchtete die Gesichter der Männer mit einem grünlichgelben Schein.

»Du hast verloren, Monty Parker!« sagte John Sinclair. »Auch der Pakt mit dem Teufel hat dir nichts genützt. Das Gute ist stärker!«

»Nein!« brüllte das Phantom. Der durchscheinende Körper zuckte wie unter Stromstössen. All die bösen, teuflischen Kräfte, die in ihm wohnten, lehnten sich gegen den Bann auf und waren doch zum Scheitern verurteilt.

Denn John Sinclair sprach die magischen Worte. Sie entstammten einer uralten Beschwörungsformel, die entstanden war, als auf der Welt noch Magier, Dämonen und Geister regierten.

Johns Stimme klang ruhig. Er betonte jede einzelne Silbe. Es war eine gefährliche Beschwörung. Ein falsches Wort nur, und der magische Kreis löste sich auf.

Schweiß lag auf Johns Stirn. Der Geisterjäger hatte die Augen halb geschlossen, konzentrierte sich mit all seinen Kräften auf seine Aufgabe.

Und die Beschwörung gelang!

Das Schreien des Phantoms wurde leiser, erstickte in einem Wimmern. Der durchscheinende Körper war zusammengesackt, bewegte sich wild und ekstatisch in dem magischen Kreis.

Das Gesicht des Phantoms war nur noch eine Fratze. Ein dunkler Schleier wischte darüber weg, formte es zu einem hellen, verwaschenen Schemen.

Und noch immer sprach John die uralten Formeln. Die Worte drangen wie kleine unsichtbare Pfeile in den Astralleib und rissen ihn auseinander.

Längst wand sich das Phantom am Boden. Und plötzlich schoß aus der Mitte des Kreises eine kalte, bläulich schimmernde Flamme, die nach oben hin zu einem Gesicht auslief.

Zu einer Teufelsfratze.

Deutlich war das Gesicht des Teufels zu sehen, mit den beiden Hörnern links und rechts der Stirn. Sekundenlang flimmerte das Gesicht auf und bohrte sich in die Erinnerung der anwesenden Personen.

Dann fiel die Flamme zusammen.

Nichts blieb zurück, und auch der magische Kreis, den John gezogen hatte, war verschwunden.

Der Oberinspektor wankte zurück. Mit einem Ächzlaut ließ er sich in den hinter ihm stehenden Sessel fallen. Die Beschwörung hatte ihn

physisch und psychisch geschafft.
»John, du bist ein Teufelskerl«, lachte Bill Conolly und schlug seinem besten Freund auf die Schultern, daß dieser schmerzhaft zusammenzuckte.
»Laß mich mit dem Teufel in Ruhe«, erwiderte John Sinclair und griff dankbar nach dem Whiskyglas, das ihm Bill an die Lippen hielt.

***

»Aaahhh!«
Der unmenschliche Schrei ließ Doktor Conrad herumzuckten. Aus schreckgeweiteten Augen stierte er auf Monty Parker, der sich in wilden Zuckungen auf seinem Bett hin – und herwarf.
Immer noch gellte der Schrei durch die Zelle. Er schien aus den dunkelsten Tiefen der Hölle zu stammen, denn so konnte einfach kein Mensch schreien.
Doktor Conrad wußte nicht, daß er hier einen Todeskampf beobachtete. Denn genau zu diesem Zeitpunkt nahm John Sinclair einige Meilen entfernt die Beschwörung des Astralleibs vor.
Obwohl Doktor Conrad Arzt war, wagte er nicht, den Körper des Phantoms zu berühren. Er ahnte instinktiv, daß hier Kräfte im Spiel waren, denen er nichts entgegenzusetzen hatte.
Parkers Körper fiel auf die linke Seite. Sein Gesicht war nicht mehr als menschlich zu bezeichnen. Es war von einem unsagbaren Grauen gebrandmarkt.
In einer letzten Bewegung streckte Monty Parker die rechte Hand aus. Die fünf Finger waren zu einer Kralle verformt.
Doktor Conrad wich zurück. Angst und Panik hatten ihn übermannt.
»Nein!« keuchte er. »Nein… ich…«
Hastig riß er beide Hände vor das Gesicht. Er konnte dem Grauen einfach nicht mehr ins Auge sehen.
Während Doktor Conrad wie ein Kind anfing zu schluchzen, bäumte sich Monty Parker noch einmal auf und sackte dann zusammen.
Das Phantom von Soho war tot.
Diesmal für immer!
Minuten später fand Miles, der glatzköpfige Wärter, seinen Chef zusammengesunken auf dem Boden liegend. Dicht neben dem toten Jim Reeves.
»Doktor Conrad!« schrie Miles und ging neben dem Arzt in die Knie. »Was ist geschehen?«
Conrad gab keine Antwort.
Miles drehte ihn auf den Rücken und hob ihn hoch. Er schüttelte ihn wie eine Puppe.
»Was ist passiert, Doktor?« schrie er. »Wer hat Reeves umgebracht?«
Und da begann Conrad zu lachen. Es war ein irres, schlimmes

Gelächter, wie es nur ein Wahnsinniger ausstoßen konnte. Ja, Doktor Conrad, Chefarzt des McCarthy-Sanatoriums, war dem Wahnsinn verfallen. Sein Geist hatte die unheimlichen Vorgänge nicht verkraften können.

Und plötzlich hatte der Wärter Angst. So schnell es ging zog er Doktor Conrad nach draußen. Er verriegelte die Zellentür und schleppte den Arzt zu seinem Zimmer, wo er ihm eine Zwangsjacke anlegte. Es war die sicherste Möglichkeit.

Dann rief Miles die Polizei an.

***

Noch in der gleichen Nacht kamen Superintendent Powell, John Sinclair und Bill Conolly in die Klinik. Es hatte aufgehört zu schneien. Die Wolken waren vom Nordwind weggewischt worden, und ein kalter Mond schimmerte am Himmel.

Frost kündigte sich an. In ein paar Stunden würde der Schnee auf den Straßen gefroren sein und sie in eine Eisfläche verwandeln. Aber das waren Probleme, um die John Sinclair sich nicht zu kümmern hatte.

Doktor Conrad war nicht anzusprechen. Er hockte auf einem Stuhl und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Superintendent Powell hob die Schultern. »Wir können ihn nicht zur Rechenschaft ziehen«, sagte er. »Er wird wohl sein gesamtes Leben in dieser Anstalt verbringen müssen. Aber diesmal in einer Zelle.«

John Sinclair nickte. Er konnte einen Mann wie Doktor Conrad nicht verstehen. Doch gleichzeitig wurde ihm auch bewußt, welch eine Macht das Böse in der Welt besaß und wie schnell völlig normale Menschen in diesen tödlichen Kreislauf gelangen konnten. Er fragte sich, wie es Monty Parker gelungen sein mochte, Doktor Conrad zu beeinflussen. John Sinclair selbst hatte das Kreuz gefunden, und für ihn war es keine Frage gewesen, wer es in den Spind getan hatte.

Superintendent Powell wandte sich seinem besten Mann zu. »Kommen Sie, John«, sagte er. »Hier gibt es für uns nichts mehr zu tun.«

Sekunden später fiel die Tür hinter den beiden Männern zu. Auf dem Gang wartete Bill Conolly.

Fragend hob er die Augenbrauen.

John zuckte nur die Achseln. »Es ist erledigt, Bill«, sagte er. »Wir können den Fall zu den Akten legen. Monty Parker ist gestorben und nur noch ein Kapitel in der Kriminalchronik.«

Mit müden Schritten gingen die drei Männer den langen Gang entlang und atmeten draußen die klare, reine Winterluft in ihre Lungen.

Der Kastenwagen der Mordkommission stand vor dem Sanatorium. Als der zuständige Leiter John Sinclair eine Frage stellen wollte,

winkte der Geisterjäger ab.
»Später«, sagte er nur, »später.«
Dann setzte sich John Sinclair in seinen Bentley und fuhr davon…

ENDE